



Reichzeitung

Riga, Freitag, 30. Oktober 1942. Nr. 609

von der Maas bis an die Memel

Das erbitterte Ringen in Ägypten noch gesteigert

Naltschik westlich des Terek erstürmt

Mehrere Sowjet-Divisionen aufgerieben — In vier Tagen über 7000 Gefangene

Aus dem Führerhauptquartier, 29. Oktober. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Im Westkavkasus wiesen die deutschen Truppen feindliche Gegenangriffe gegen die in den letzten Tagen gewonnenen Bachstellungen ab, wobei sie von der Luftwaffe wirksam unterstützt wurden. Kroatische Jäger schossen sechs sowjetische Flugzeuge bei einem eigenen Verlust ab.

Westlich des Terek stürmten rumänische Gebirgstruppen im Verein mit deutschen Gebirgsjägern die vom Feinde befestigte und zäh verteidigte Stadt Naltschik. Die nordöstlich Naltschik eingeschlossenen feindlichen Kräfte wurden im Kampf aufgerieben oder gefangengenommen. Damit wurden innerhalb von vier Tagen mehrere sowjetische Divisionen zerschlagen, bisher über 7000 Gefangene eingebracht und 66 Geschütze, 38 Panzer sowie zahlreiches sonstiges Kriegsmaterial erbeutet oder vernichtet.

In Stalingrad stürmten unsere Truppen nach Abwehr mehrerer Gegenangriffe weitere Teile des Industriegebietes und Häuserblocks. Entlastungsangriffe starker, von Panzern unterstützter feindlicher Kräfte gegen die deutschen Stellungen südlich der Stadt brachen wie bisher noch immer unter sehr hohen Verlusten für den Feind zusammen. Neben starkem Einsatz über der Stadt bombardierte die Luftwaffe bei Tage und Nacht feindliche Flugplätze, Batteriestellungen und Transportbewegungen.

Im Nordwestteil des Kaspischen Meeres wurden zwei Frachtschiffe mit zusammen 3000 BRT versenkt, zwei Tanker und fünf andere Frachtschiffe in Brand geworfen bzw. schwer beschädigt. Der Feind verlor gestern 44 Flugzeuge. Zwei eigene Flugzeuge werden vermisst.

Das erbitterte Ringen in Ägypten hat sich am fünften Tage der Abwehrschlacht noch gesteigert. Trotz schwerster Angriffe und ungewöhnlich hohen Munitionseinsatzes konnte der Feind infolge der tapferen Abwehr der deutsch-italienischen Truppen keine Erfolge erringen. Mehrere hundert Gefangene wurden eingebracht.

Die Angriffe auf die Flugplätze von Malta wurden fortgesetzt.

In Südost-England führten deutsche Kampfflugzeuge an gestrigen Tage Angriffe gegen Industrie-, Verkehrs- und Hafenanlagen.

Das Eichenlaub verliehen

Berlin, 29. Oktober. Der Führer verlieh das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an Oberleutnant Kirschner, Kommandeur eines Infanterieregiments, als 135. Soldaten und ein Hauptmann Hupfer,

Bataillonskommandeur in einem Infanterieregiment, als 136. Soldaten der deutschen Wehrmacht und sandte den Beliehenen folgendes Telegramm:

«In dankbarer Würdigung Ihres heldenhaften Einsatzes im Kampf für die Zukunft unseres Volkes verleihe ich Ihnen das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes.»

Neue Ritterkreuzträger

Berlin, 29. Oktober. Der Führer verlieh auf Vorschlag des Oberbefehlshabers der Luftwaffe, Reichsmarschall Göring, das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an:

Oberleutnant i. G. Christ, Chef des Stabes eines Fliegerkorps;

Hauptmann Herbert Gomme, Abteilungscommandeur in einem Panzer-Regiment;

Oberleutnant Schnatz, Batteriechef in einem Flak-Regiment.

Oberleutnant Meyer, Beobachter in einem Kampfflieger;

Leutnant Stollberger, Staffelführer in einem Schlachtgeschwader.

Eichenlaubträger Major Kollweh vom Feindflug nicht zurückgekehrt

Berlin, 29. Oktober. Von einem Feindflug kehrte der Träger des Ritterkreuzes mit

Eichenlaub und Gruppenkommandeur in einem Kampfflieger, Major Gerhard Kollweh, nicht zurück.

1000. Feindflug einer kroatischen Kampffliegerstaffel

Berlin, 29. Oktober. Zum 1000. Feindflug einer an der Ostfront eingesetzten kroatischen Kampffliegerstaffel sprach der Reichsmarschall des Grossdeutschen Reiches und Oberbefehlshaber der Luftwaffe, Hermann Göring, den tapferen Besatzungen, die in treuer Waffenbrüderschaft mit den deutschen Kampffliegern kühne Angriffe gegen den gemeinsamen Feind im Osten führten und sich besonders während des erbitterten Abwehrkampfes des vergangenen Winters hervorragend bewährten, seine Anerkennung aus.

«Die deutsche Luftwaffe,» so schliesst das Telegramm des Reichsmarschalls, «blickt mit Stolz auf die in ihren Reihen stehenden kroatischen Kampfflieger.»

SA-Gruppenführer Richard Wagenbauer tödlich verunglückt

Berlin, 29. Oktober. Wenige Tage nach seiner Rückkehr von der kämpfenden Truppe im Osten verunglückte — wie die NSK meldet — der Führer der SA-Gruppe Hochland, Gruppenführer Richard Wagenbauer, Major und Abteilungscommandeur, M. d. R. tödlich.

„Entscheidung im Grossostasienkrieg“

Der japanische Rundfunk zum 3. Seesieg bei den Salomon Inseln

Tokio, 29. Oktober. Die Seeschlachten im Pazifik und bei den Salomonen sind nach ihrem Umfang und ihrem Charakter geradezu ein Entscheidungskampf im Grossostasienkrieg geworden, erklärte am Mittwochabend der Sprecher des Tokioter Rundfunks. Die neuen japanischen Erfolge würden auf die Zukunft der amerikanischen Seekriegführung und auf die Gesamtlage der USA-Streitkräfte eine höchst ungünstige Rückwirkung haben. Dies sei das beste Überraschungsgeschenk Japans zum amerikanischen Flottentag. Dass sich der amerikanische Präsident in aller Eile am 26. Oktober mit den Admiralen King und Leahy beraten habe, zeige sehr bündig, in welcher Verlegenheit Amerika durch diese vernichtende Niederlage geraten sei.

Japanische Erfolge auf Guadalcanar

Tokio, 29. Oktober. Die japanischen Streitkräfte auf Guadalcanar setzen ihre erfolgreichen Operationen nach der siegreichen Beendigung der «Seeschlacht im Südpazifik» fort. Es gelang ihnen am 27. Oktober nach starker Artillerievorbereitung die amerikanischen Stellungen am Südrand des Flugplatzes «Henderson Field» zu durchbrechen. Japanische Streitkräfte durchsuchten amerikanische Küstenbefestigungen auf Tulagi und Guadalcanar, zahlreiche feindliche Bunker und Feldbefestigungen wurden zerstört.

In Luftkämpfen über Guadalcanar und den umliegenden Seegebieten wurden 21 amerikanische Flugzeuge abgeschossen, vier weitere amerikanische Flugzeuge vom Typ «Fliegende Festung» wurden am Boden zerstört.

Ausflüchte in USA

Stockholm, 29. Oktober. Die neue Seeschlacht bei den Salomon-Inseln steht in Amerika natürlich im Mittelpunkt des Interesses.

1 Kilo Brot 100 Rubel

Moskau und Leningrad sterbende Städte

Eine uns befreundete Stelle hatte Gelegenheit, mit Leuten zu sprechen, die erst vor kurzem aus Moskau bzw. Leningrad gekommen sind und interessante Einzelheiten berichten konnten. Wir geben diese Augenzeugenberichte hier wieder.

Moskau nun ist eine tote Stadt geworden. Die von der deutschen Luftwaffe verursachten Zerstörungen sind es nicht, die das Bild der Stadt so verändert haben. Es ist die Evakuierung, die Moskau zu einer toten Stadt gemacht hat. Auf der Strasse sieht man nicht mehr Leute gehen als in einem Dorf. Wenn eine Kolonne feudaler Zis-Wagen einen ausländischen Besuch durch die Stadt führt, so sammeln sich an den Strassenecken keine Neugierigen an, die jubeln könnten.

Schon im vorigen Herbst hatte man begonnen, alle kriegswichtigen Fabriken auszuräumen und nach dem Osten zu verbringen. Die Belegschaften mussten mit, um am neuen Standort noch elender untergebracht zu werden als in Moskau. In Betrieb sind heute nur mehr Kleinwerkstätten und Anlagen, die für die notdürftige Versorgung einer Grosstadt unbedingt erforderlich sind. Im Laufe der Zeit haben auch die Leute Moskau verlassen, die vom Evakuierungsbefehl nicht erfasst wurden; denn die Lebensmittelzufuhr wurde immer geringer, so dass man heute schon von einer richtigen Hungersnot sprechen kann. Offiziell werden nur mehr 200 Gramm Brot pro Tag und Kopf zugeteilt. Wer darüber hinaus etwas kaufen will, muss 100 Rubel für 1 Kilo Brot zahlen.

Der Grund liegt vor allem in der ständigen Unterbrechung der nach Moskau führen-

Der Segen der Erde

Von Reichsminister Dr. Goebbels

Der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, Dr. Goebbels, feierte gestern seinen 45. Geburtstag. Der nachstehende Artikel ist einer der wirkungsvollsten aus der langen Reihe seiner Auslassungen, mit denen er im Kriege wieder selbst als Journalist zu den Tagesereignissen von einer hohen Warte Stellung nimmt. So wie er in der Kampfzeit der Partei der Sprecher der Bewegung war, spricht er jetzt für das deutsche Volk in der grossen Kampfzeit Deutschlands und an einer Wende für ganz Europa.

Es ist eine alte Erfahrung, dass die Menschen am meisten klagen, die den wenigsten Grund dazu haben, und die, die Grund zur Klage hätten, mit ihren Sorgen so beschäftigt sind, dass sie kaum zum Klagen kommen. Das ist besonders in Zeiten harter Anspannungen, wie der Krieg eine ist, festzustellen. Selten hört man heute beispielsweise einen Frontsoldaten Beschwerde führen. Er kommt von den heissen Sandfeldern Nordafrikas, aus der grünen Hölle von Wolchow oder aus den infernalischen Abwehrkämpfen von Rschew für ein paar kurze Tage nach Hause in Urlaub. Alles in der Heimat erscheint ihm neu und unwirklich. Dass das bürgerliche Leben wenigstens nach aussen hin fast seinen normalen Gang geht, dass die Strassen und Häuser sauber und gepflegt sind, dass die Strassenbahnen und Züge, wenn auch mit geringen Einschränkungen, verkehren, dass Kinos, Theater, Konzertsäle und Restaurants geöffnet und überfüllt sind, das alles versetzt ihn von der Front und ihrem harten Leben geradezu in ein Märchenland. Er kann sich gar nicht vorstellen, dass hier einer einen Grund zum Klagen hätte. Was den Zivilisten ärgert, belastet und bedrückt, ist für den Frontsoldaten eine Larmalie, die keine Beachtung verdient. Einmal wieder in einem richtigen sauber überzogenen Bett zu schlafen, wer hätte gedacht und gehaut, dass es so etwas überhaupt noch gäbe? Er empfindet das Leben zu Hause viel stärker, als er es jemals im Frieden empfunden hat. Eine neue Welt tut sich hier für ihn auf.

Man kann verstehen, dass der Frontsoldat den seinen Sorgen gegenüber geringfügigen Belastungen der Heimat ohne allzu viel Be-

dauern oder Aufgeschlossenheit entgegnet. Was will es schon heissen, dass man fünf Minuten länger als in normalen Zeiten auf die Strassenbahn warten muss und diese oben-dreih noch überfüllt ist! In Nordafrika fahren überhaupt keine Strassenbahnen. Da liegt man manchmal tagelang in einem engen Erdloch, schutzlos der prallen Sonne ausgesetzt und von Schwärmen von Fliegen gequält. Und am Wolchow sieht man monatlang nur Morast, Sumpf, Gestrüpp und Oednis und ist keinen Augenblick seines Lebens sicher. Niemand weiss hier, ob er morgen noch im Besitz seiner gesunden Gliedmassen, oder gar seines Augenlichtes ist. Kommt die Post von Hause — wir klagen in der Heimat schon darüber, wenn sie einen Tag länger als früher ausbleibt —, dann ist sie meistens mehrere Wochen alt und wird trotzdem mit heisserer Freude empfangen und verschlungen. Man kann es nicht oft genug wiederholen, dass wir zu Hause überhaupt keinen Grund zum Klagen haben, dass wir uns vor unseren Frontsoldaten in tiefster Seele schämen müssen, wenn wir mit unseren kleinen und unbedeutenden Alltagsorgen zueinander hausieren gehen.

Auch die Fähigkeit des Menschen, Leiden zu ertragen, ist relativ. Sie hängt sehr davon ab, welche Leiden ihm vom Schicksal im einzelnen zugemutet werden. Wenn es darauf ankommt, wird der Mensch fast mit allem fertig. Er empfindet die Stärke der Leiden immer im Verhältnis zu seinem sonstigen Wohlbehagen. Es kann sein, dass einer sich im normalen Leben durch einen geringfügigeren Schmerz mehr belästigt und geschlagen fühlt als im harten Leben des Krieges durch den Verlust seines Hauses und seines gesamten Eigentums.

Und da gerade beginnt die heutige Zeit besonders drückend zu werden, wo die Menschen den Krieg als die Ausnahme ansehen und immer noch versuchen, sich möglichst viel vom Frieden zu erhalten. Sie verteidigen die letzten Erinnerungen an ihn wie einen lieben Besitz und beklagen sein Dahinschwenden Stück für Stück. Da haben es die ungleich viel besser, die bezeiten mit dem Frieden Schluss gemacht und sich, solange der Krieg nun einmal dauert, auf Krieg eingestellt haben. Sie sind durch nichts mehr umzuwerfen. Sie klagen nicht über das, was ihnen durch den Krieg genommen worden ist, sondern freuen sich dessen, was ihnen der Krieg noch gelassen hat, immer bereit, wenn er es fordern sollte, auch darauf zu verzichten. Sie haben zuzusagen die Brücken zum Frieden hinter sich abgebrochen und suchen sich einen neuen Weg zu ihm nach vorn. Sie wissen, dass an der Tatsache des Krieges nichts geändert werden kann und dass uns allen nichts anderes übrig bleibt, als durch Kampf und Arbeit zu einem siegreichen und womöglich baldigen Ende beizutragen.

Die Äusserung eines Pressevertreters nach der Besprechung mit Marineminister Knox, dass es sich um die «schwarzeste Feier des USA-Marinetages» handle, ist in aller Runde. Roosevelt hat sich auf die Ausrede beschränkt, es «bestehe über den Ausgang noch keine Klarheit». Etwas deutlicher war allerdings Vizeadmiral Edwards, der Admiralstabschef des Flottenbefehlshabers Admiral King, der in Cleveland erklärte, die letzten Verluste bei den Salomon-Inseln seien nicht aussergewöhnlich, «man sei darauf vorbereitet, solche Verluste zu tragen».

In der amerikanischen Öffentlichkeit werden die Operationen bei den Salomon-Inseln als eine der schwersten Prüfungen für die Macht und das Prestige der USA angesehen. In gut informierten Kreisen ist man der Ansicht, dass die Absetzung des Admirals Chormley auf die ungünstige Entwicklung des Unternehmens zurückzuführen sei.

In dieser Stimmung nimmt sich das Telegramm des ersten Lords der britischen Admiralität, Alexander, an Marineminister Knox zum Tag der USA-Marine seltsam aus. Er spricht darin von den «ständig wachsenden Erfolgen» der USA-Marine, was angesichts der Hobsbotschaften, die der Marinetag den Amerikanern brachte, wie eine bittere Ironie klingt.

Aus unserem engeren Mitarbeiter- und Freundeskreis sind in den letzten Wochen wieder einige uns besonders nahestehende junge Männer durch den unerbittlichen Tod auf dem Schlachtfelde herausgerissen worden, deren Fortgehen uns auf das tiefste erschüttert hat. Es ist schmerzhaft und bewegend zugleich, sich klarzumachen, was diese meistens hochtalentierten kommenden Führerpersönlichkeiten später noch für das Vaterland hätten leisten können. Sie gingen an die Front, um demselben Pflichtgefühl zu gehören, das sie einmal vor Jahren in die nationalsozialistische Bewegung trieb. Wenn sie einem beim Abschied die Hand gaben, so hatte man manchmal den quälenden Eindruck, dass ihre Augen schon vom Schatten des Todes umflort waren. Vor einigen Monaten war einer unserer heldenmütigsten Jagdflieger abends bei uns zu Besuch. Wir erzählten bis in die tiefe Nacht hinein und vergassen schon nach wenigen Minuten, dass der Gesprächspartner noch nicht ganze 22 Jahre alt war und wir schon in Amt und Würden sassen, als er noch in unserer Nachbarschaft Indianer spielte. Hier sprach ein reifer Mann zu uns mit klaren, überlegten Urteilen, in seiner Persönlichkeit geprägt von einer seltenen und beglückenden Mischung aus jugendlicher Bescheidenheit und kraftvollem Selbstbewusstsein. Er schrieb uns dann noch ein paar Wochen später aus Italien, und vor einigen Tagen ging die Nachricht von seinem Tod durch die Presse. Man muss wissen, wie diese jungen Männer am Leben hängen, um ermessen zu können, was sie mit seinem Opfer für uns alle hingeben.

Wie noch in jedem Krieg, so liegt auch heute über dieser persönlichen Tragik ein Schleier von Wehmut und Melancholie. Es sind immer die Besten, die der Krieg von einem kämpfenden Volke fordert. Es ist eine erbarmungslose Auslese nach der negativen Seite hin, und sie kann vor der Geschichte einzig und allein durch die Tatsache gerechtfertigt werden, dass sie gleichzeitig für ein kommendes blühendes, kinderreiches Volksleben Land und Raum schafft. Der moderne Krieg wäre in seiner brutalen Grausamkeit überhaupt unerträglich, wenn er nicht für ein Volkseziel unferthätig wäre. Er muss die Gewähr bieten, dass aus jedem ausgelesenen jungen Heldenleben einer der Ursprünge einer reicheren und glücklicheren Zukunft unseres Volkes entspringt.

Wir leben in einem Jahrhundert der Volkwerdung. Wir können es uns heute kaum noch vorstellen, dass es einmal Zeitalter gegeben hat, in denen Kriege für die Interessen der Hausmachtspolitik etwelcher Dunastien

Die erste Propagandist des Reiches

Es gibt vielleicht keinen deutschen Staatsmann, mit dem die gegnerische Propaganda sich so eingehend befasst, wie mit Reichsminister Dr. Goebbels. Die Fülle der Schmähartikel, die Häufung der Karikaturen über ihn sind Legion. Wie kommt es, dass gerade er es ist, mit dem sich die Gegner so häufig beschäftigen? Dr. Goebbels ist für sie der Vertreter einer Aufklärungsarbeit innerhalb des deutschen Volkes und auch im Ausland, die ihnen aufs höchste unangenehm ist. Er und ein Stab ausgewählter Mitarbeiter haben es sich zum Ziel gesetzt, die Giftspritzer der verlogenen jüdisch-angelsächsischen Propaganda aufzufangen, vom deutschen Volke fern zu halten und mit wirkungsvollen Gegenmitteln niederzuhalten, und sie haben dies Ziel in vollem Umfang erreicht. Damit hat er dem Gegner die Waffe aus der Hand geschlagen, die fast ausschlaggebend das Ergebnis und den Ablauf des vorigen Weltkrieges beeinflusst hat. Denn das was ein Gegner heute schon ganz genau: Dass, was an zersetzender Propaganda heute noch ins deutsche Volk dringt, reicht niemals aus, um es müde zu machen und eine Wiederholung der schwarzen Novembertage des Jahres 1918 heraufzubeschwören. Und darum richtet sich der Hass der Gegner besonders gegen ihn. Wir spüren es aus jedem Wort von Goeb-



bels, dass er mit souveräner Überlegenheit diese Angriffe an sich abprallen lässt.

Er hat den Mut zur Unpopulartät. Auch im Innern. Man wird nicht fehl gehen, wenn man annimmt, dass auf seine Initiative hin jenes Gesetz entstanden ist, das das Abhören ausländischer Sender unter strenge Strafe stellt. Damals, bei Kriegsausbruch schien diese Massnahme nur den Eingeweihten verständlich. Heute sieht jeder die Berechtigung ein. Das Gift gegnerischer Propaganda, das man uns über die Aethenwellen einspritzen wollte, findet seinen Weg nicht. Man hat den Dr. Goebbels einmal den ersten Propagandisten des Reiches genannt. Er ist es in des Wortes bester Bedeutung. Geistvoll, belesen, witzig, wendig, von einer unübertroffenen Schlagfertigkeit und einer klaren Einsicht, die ihn in höchstem Masse zu diesem Amt befähigen. Feder und Wort sind ihm in einer Weise untertan, dass er in der Lage ist, sie immer zu rechten Zeit und am rechten Ort mit grösstem Nutzen einzusetzen. Seine vielseitigen Gaben sind in diesem Rahmen nicht erschöpfend zu würdigen, wir deutschen Soldaten aber haben die beruhigende Gewissheit, dass die Sache der deutschen Propaganda bei ihm in den besten Händen ist.

U. S.

gejirt wurden. Es ist deshalb auch unsinnig zu vermuten, dass solche oder ähnliche Absichten irgendwo im Hintergrunde unseres Krieges lauern. Die, die ihn führen, sind Männer aus unserem Volke, die, die ihn durchführen, sind Kinder unseres Volkes. Er wird nur und ausschließlich für die Interessen dieses Volkes durchgeführt. Diesmal geht es nicht um Thron und Altar, sondern um Getreide und Oel, um Raum für unsere wachsende Volkszahl, die in der bisherigen Erde nicht leben und nicht ernährt werden kann. Wir müssen schon deshalb durch dieses schaurige Drama hindurch, ob wir wollen oder nicht.

Das wissen auch alle, die die schwerste Last dieses Krieges zu tragen haben. Sie sehen vor sich ein Ziel, um das es sich zu kämpfen lohnt. Diese Erkenntnis macht sie reifer und älter, als sie in Wirklichkeit sind. Kriegsjahre zählen bei ihnen nicht nur doppelt, sondern drei- und vierfach. Sie sind über die Tagessorgen so hinausgewachsen, dass sie sie gar nicht mehr verstehen. Wir müssen uns zu Hause sehr anstrengen, wenn wir mit ihnen Schritt halten wollen. Sie zogen durch Länder voll von blühender Fruchtbarkeit, immer den Tod vor Augen, und sahen hier im Überfluss alles das, was uns zum Leben fehlt. An den kurzen Sommerabenden, wenn die Dämmerung herabsteigt und nur noch vereinzelte Granateinschläge die wachsende Stille unterbrechen, erstand vor ihren brennenden Augen die Vision eines weiten, unüberschaubaren Landes, das deutsche Bauern besiedeln, ein Schutzwall aus Menschenleben gegen den ewig drohenden Ansturm aus dem Osten.

Hier war der Raum für ein junges, wachsendes Volk, um sich auszudehnen. Sie hatten im Westen gesehen, wie eine überalterte Nation aus Mangel an Kindern nicht mehr die Kraft fand, den Raum auszufüllen, den sie besaß, und daran zurückerinnert. Blitzartig eröffnete sich hier die Alternative für ihr eigenes Volk entweder ein ähnliches Schicksal zu erleiden oder aber die Eisengitter des Käfigs zu zerbrechen, in dem es gefangen sass. Jetzt war die Gelegenheit da, Nüchtern man sie nicht, so ging sie unwiederbringlich dahin.

Es ist ein grausames, aber auch ein wahres Wort, dass Blut die Acker düngt. Aus der Erde stammt die Kraft der Völker. Verlieren sie ihre Erde, dann verlieren sie auch ihr Leben. Staaten, die nur auf der industriellen Wirtschaft beruhen, gehen zugrunde. Sie geben mit der Verwurzelung im heimatischen Boden auch ihre nationale Vitalität auf. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als den Weg zurück zur Erde anzutreten. Je weiter ein Volk sich davon entfernt hat, um so mehr Blut kostet die Rückkehr. Jedes Heldenleben, das heute drussen an den Fronten verblüht, ist ein Stück dieses Weges. Aus dieser Saat unseres Volkes wird einmal die reichste Erde entspringen. Die Wunden, die der Krieg uns heute schlägt, werden bald vernarben; aber die Opfer, die gebracht werden vom ganzen Volk, werden auch Früchte bringen für das ganze Volk.

Es mutet einen fast gespensterhaft an, unsere plutokratischen Gegner vom Kriegsende und von ihren Kriegszielen reden zu hören. Sie haben überhaupt keine Vorstellung von der Problematik eines jungen, wachsenden Volkes, das seinen Raum ausweiten muss, um leben zu können. Sie sprechen von sogenannten demokratischen Freiheiten, die uns in unseren Zukunftssorgen gar nichts bedeuten. Wir haben ja nicht die Wahl demokratisch oder nicht demokratisch zu sein; wir stehen einfach vor der Wahl, zu leben oder zu sterben. Diese Alternative gibt uns auch die Kraft, den Waffengang siegreich zu bestehen. Man kann unseren Feinden nicht die reichliche Mühe absprechen, die sie sich seit Beginn des Krieges gemacht haben, um Risse in die Einheit und Entschlossenheit des deutschen Volkes einzufügen. Es war, wie sie heute übereinstimmend zugeben müssen, alles umsonst. Mit Phrasen kann man nicht den Lebenshunger eines Volkes befriedigen; der greift nach Raum und Erde, um sich zu stillen. Er opfert Blut, um das Leben zu gewinnen.

Über den tiefen Erschütterungen unserer Zeit, die jeden von uns erfassen, steht ewig und unveränderlich der Wille nach Raum. Er gibt dem Krieg seinen Sinn. Er verkörpert auch die grössten und schwersten Opfer, die damit für ein Volk gebracht werden, das im Kommen ist und von uns verlangen und erwarten kann, dass wir unsere Sache, so wie wir sie der Pflicht getreu begannen, auch der Pflicht getreu zu Ende führen. Wir sind diesem Ziel im vergangenen Monaten wieder um ein gutes Stück näher gekommen. An den weiten Feldern des Ostens, die schon im nächsten Jahr Getreide für das tägliche Brot unseres Volkes tragen werden, liegen deutsche Soldatengräber.

Sie wachen darüber, dass aus der Blutsaat des Krieges für eine lange Zeit des Friedens der Segen der Erde entspringe.

Englische Schecks für Clemenceau

Josef Caillaux erzählt pikante Einzelheiten aus dem Leben dieses Brunnenvergifters

Zu den unseligen Politikern, die den Ersten Weltkrieg vorbereitet und ausgelöst haben, der zwangsläufig auch die jetzige blutige Auseinandersetzung auslösen musste, gehört der verstorbene Clemenceau. Er war der schlimmste Rufer zum Kriege und gehässigste aller Chauvinisten. Er war der ramponierte Politiker, aus dem Panamaprozess, der lange Jahre als Gestäupter durch die Öffentlichkeit wandeln musste und der sich nur durch den Krieg von 1914/18 und seine aufpeitschenden Hassreden wieder in die menschliche Gesellschaft einschleichen konnte. Er appellierte an die niedrigsten Instinkte der Völkerverhetzung, um seine Vergangenheit zu verdecken.

Es ist gerade jetzt sehr dankbar, darauf zurückzukommen, da ein berufener Zeuge, Josef Caillaux, vieljähriger Finanzminister der 3. französischen Republik, pikante Einzelheiten aus dem Leben dieses politischen Brunnenvergifters mitteilt. Er bringt in dem soeben erschienenen ersten Band seiner «Memoiren» den Beweis, dass selbst Clemenceau, der «Tiger», der «Retter der Nation», englische Schecks bezogen hat, damit er Frankreichs Außenpolitik nach den Wünschen der Londoner City lenke. Derselbe «Idealist» Clemenceau, der zehn Jahre hindurch ein Kabinet nach dem anderen zu Fall brachte, um selber an die Futterkrippe zu kommen, dem Caillaux Beteiligung am Panamaskandal vorwirft, in Gemeinschaft mit dem Juden Cornelius Hertz, dieser Clemenceau habe im Dienste des Intelligence Service gestanden. Selbst Briand habe mehrmals erklärt: «Ich bin überzeugt, dass Clemenceau hinsichtlich Englands nicht frei war.» Briand war ein schlauer Fuchs, der sich vorsichtig

auszudrücken pflegte. Was er aber gemeint hat, wird jeder verstehen.

Dass Clemenceau eine von England gekaufte Kreatur war, wusste man in- und ausserhalb Frankreichs auch ohnehin schon, wertvoll an der Angelegenheit ist nur die Tatsache, dass zwei Namen wie Caillaux und Briand es bestätigen. Es ist somit lohnend, noch einmal in die jüngste Vergangenheit zurückzublicken und an ein aufsehenerregendes Begebenis anzuknüpfen.

Zu Neujahr 1918 platzte in Frankreich eine Stinkbombe, deren Auswirkung ungeheuer war. Das «Carnet de la Semaine» und nach ihm der «Populaire du Centre» gruben einen wahrheitsgetreuen Bericht über Clemenceaus blamable Blostellung in der Zeit des Panamaskandals aus, der selbst in der gegen Korruption schon reichlich abgebrühten französischen Öffentlichkeit nicht geringes Aufsehen erregte. Es handelte sich dabei um eine gleichzeitige Schrift Maurice Barrès (Leurs Figures), desselben Chauvinisten spanisch-jüdischer Herkunft, der mit Clemenceau zu den vordringlichsten und für Frankreich unheilvollsten Kriegshetzern gehörte.

Mit aller Schärfe ging der Nationalist Déroulède gegen Clemenceau vor, den er mit Recht des sträflichen Einverständnisses mit England beschuldigte. Beide waren ein halbes Jahr zuvor im Parlament aufs heftigste aneinandergeraten, und Clemenceau hatte seitdem die Kammer nicht mehr betreten. Déroulède aber lag auf der Lauer und wartete den geeigneten Zeitpunkt ab, den «Tiger» politisch und moralisch zu erledigen. Als dieser endlich wieder erschien und die Rednertribüne bestieg, erhob sich Déroulède und überhäufte den Sprecher mit uner-

hörten Schmähungen. Ein Tumult entstand, die Aufregung stieg von Minute zu Minute und erreichte ihren Höhepunkt, als der Angreifer seinem Feind zuschrie: «Sprechen Sie doch Englisch, Mister Clemenceau! Geben Sie Frankreich keine Ratschläge, Sie Ratgeber der Bank der Königin!»

Weiss wie Kalk leuchtete das Mongolengesicht des alten Berserker. Vergeblich versuchte er mit klappendem Unterkinn zur Verteidigung auszuholen. Vergebens! Ein Sturm der Entrüstung, des Beifalls, der Verachtung brauste ihm entgegen. Die Abgeordneten standen auf den Stühlen, von den Tribünen herunter wurde Déroulède unterstützt und angefeuert, als er unter Billigung der Kammer die Gründe für sein Vorgehen auseinandersetzte.

Er so sagte er, rede nicht aus Partei-gründen. Es lasse vielmehr all die anderen, die in dem Riesenskandal blossgestellt seien, trotz Verirrungen oder Schuld gelten, da es immerhin Franzosen seien. Clemenceau aber habe antinationale Politik getrieben. «Er gehört zum Ausland! (Stürmische Zustimmung.) Ich bedauere nur, nicht genug persönliche Autorität zu besitzen, um ihn noch viel stärker brandmarken zu können.» (Lebhafte Zustimmung aus den Zuhörerreihen.)

Hier fiel Millevoje ein: «Déroulède hat recht, und ich will Ihnen sagen, warum Herr Clemenceau der Blendeste von allen ist! Es wurde dann von Déroulède der berüchtigte «Dossier Norton» geöffnet, der das Anklagematerial gegen Clemenceau enthielt, und die Urheberschaft gewisser englischer Briefe nachgewiesen, die seine Schuld bestätigten. Am Abend fand eine Zusammenkunft beim damaligen Ministerpräsidenten Dupuy statt. Millevoje las die Briefe vor, bis auf einige Stellen, die wegen zu befürchteter «diplomatischer Missheiligkeiten» unterdrückt wurden.

Als der Ministerpräsident von den Briefen Kenntnis genommen hatte, rief er aus: «Herr Clemenceau! Das ist schändlich! Einem anderen Manne würde man sagen, er solle verschwinden, und er würde verschwinden! In einer anderen Zeit und in anderen Ländern würde man ihn zwingen, zu verschwinden!»

Viele Mitglieder der republikanischen Zentrumspartei sagten zu Millevoje: «Heute also werden Sie uns endlich von diesem Individuum befreien! Glück zu!»

Unter Hohngelächter und -geschrei verliess der Mann, der vor versammelter Kammer als «an England verkauft» gekennzeichnet war, den Saal. Alle gingen ihm aus dem Wege, und in der Redaktion seines von dem Juden Cornelius Hertz ausgehaltenen Blattes liess sich kein Mensch mehr sehen.

Und doch kam er wieder in die Höhe und durfte die Seele jener Spottgeburt von Dreck und Feuer werden, die unter dem Namen «Versailer Vertrag» der Geschichte angehört. Das war der Held von Versailles, der von Juden und Engländern und sonstwem Geld entgegennahm, und der als zeitweiliger abgebrannter Journalist später seiner Tochter eine Mittelfür einer Million guter Franken geben und sich selbst ein feudales Schloss bauen konnte! Die Hetze gegen Deutschland hatte sich bezahlt gemacht!

So sehen die Politiker aus, die aus ihrer Hetze gegen Deutschland englisches Gold münzen und skrupellos die Seele ihrer Völker so versiften, dass sie sich zweimal in verhängnisvolle Kriege treiben liessen.

Gemeinsam gegen die gleichen Kräfte

Die Glückwünsche des Führers an Viktor Emanuel und den Duce

Führerhauptquartier, 29. Oktober. Aus Anlass des 20. Jahrestages des Marsches auf Rom hat der Führer an den König und Kaiser Viktor Emanuel sowie an den Duce in herzlichen Worten gehaltene Glückwunschsgramme gerichtet.

Das Telegramm an den König und Kaiser hat folgenden Wortlaut:

«Eurer Majestät sende ich zum heutigen Gedenktage mit meinen herzlichsten Grüßen meine aufrichtigen Wünsche für eine ruhmreiche Zukunft des verbündeten Italiens und für Ihr persönliches Wohlergehen.»

Das Telegramm an den Duce lautet:

«Duce! Am 20. Jahrestag des Marsches auf Rom gedenke ich Ihrer und Ihrer einmaligen geschichtlichen Leistungen in treuester Freundschaft und Verbundenheit. Mit mir nimmt das ganze nationalsozialistische deutsche Volk tiefen inneren Anteil an der Wiederkehr des Tages des Triumphes der faschistischen Revolution. Was Sie, Duce, und Ihre Kämpfer seitdem vollbracht haben, lässt die damalige Erhebung zu einem Wendepunkt der menschlichen Geschichte werden.»

Heute kämpfen unsere beiden Volksrevolutionen in erster Waffenbrüderschaft gemeinsam gegen die gleichen Kräfte, die dem Faschismus in Italien und dem Nationalsozialismus in Deutschland einst im Inneren erfolglos entgegengetreten waren. Judentum, Plutokratie und Bolschewismus werden deshalb diesen Kampf genau so verlieren, wie sie ihn einst schon verloren haben. In dieser sicheren Zuversicht grüsse ich Sie, Duce, auf das herzlichste und übersende Ihnen und Ihren Schwarzhemden meine und des deutschen Volkes kameradschaftlichen Grüsse.»

Nation meine Glückwünsche zu unterbreiten.»

Die Faschistische Partei erfasst das ganze Volk

Rom, 29. Oktober. Bei dem Empfang des Parteidirektors im Palazzo Venezia, meldete Parteisekretär Minister Viduozzi dem Duce die zahlenmässige Stärke der Partei und ihrer Gliederungen, die zusammen 27 376 000 Italiener und Italienerinnen erfassen. Davon sind 4 770 000 Parteimitglieder, 1 027 000 gehören den Faschistischen Frauenverbänden, 8 754 000 den verschiedenen Gliederungen der Faschistischen Jugendorganisation, 4 612 000 der Dopplavororganisation, 159 000 der Faschistischen Studentenschaft, 215 000 den Faschistischen Kriegsbeschädigten, 907 000 dem Faschistischen Frontkämpferverband und 261 000 dem Faschistischen Flottenbund an.

Seit der Machtergreifung zählt die Faschistische Bewegung 34 322 Gefallene, darunter 1240 politische Leiter, 50 435 Verwundete, darunter 1624 politische Leiter, 17 643 Schwarzhemden, darunter 1362 politische Leiter, erhielten Auszeichnungen.

Glückwünsche des Führers zum türkischen Nationaltag

Aus dem Führerhauptquartier, 29. Oktober. Der Führer hat dem Präsidenten der türkischen Republik anlässlich des türkischen Nationaltages drähtlich seine Glückwünsche übermittelt.

Japanische Glückwunschsbotschaften

Tokio, 29. Oktober. Anlässlich des 20. Jahrestages des Marsches auf Rom sandten Premierminister Tojo und Aussenminister Tani Botschaften an den Duce und Graf Ciano.

Die Botschaft Tojos lautet: «Anlässlich des 20. Jahrestages des Marsches auf Rom möchte ich nicht verfehlen, meine Bewunderung über die vielen grossen Leistungen des faschistischen Italiens während der vergangenen 20 Jahre zum Ausdruck zu bringen, zusammen mit der Hoffnung für eine weitere günstige Entwicklung des faschistischen Italiens. Ich benütze die Gelegenheit, um meinen festen Entschluss zum Ausdruck zu bringen, zusammen mit Italien und Deutschland den gemeinsamen Feind zu vernichten und eine neue Weltordnung durch Konsolidierung der drei Länder zu errichten. Ich gestatte mir, Eurer Exzellenz und der ganzen italienischen

Persönlichkeiten verzichteten mit grossartiger Geste auf ihre Gehälter — für die ihnen die Steuern zu hoch seien — und begnügten sich mit Repräsentationsgeldern, die steuerfrei seien, und die man zum vielfachen Betrag der Gehälter angesetzt habe.

Viel auszusetzen hat der namhafte englische Publizist auch an der Haltung der englischen Frauen. Die Abrechnung Reads mit dem England von heute, das unter der «ruhmreichen» Führung Churchills längst zu einem Schaffen seiner selbst geworden ist, schliesst mit einem pessimistischen Ausblick auf die Zukunft.

Britische Lebensmittelrationen niedriger als 1917/18

Rom, 29. Oktober. Aus einem in den italienischen Zeitungen veröffentlichten statistischen Vergleich der Lebensmittelrationen in England 1941 gegenüber dem Kriegsjahr 1917 ergibt sich folgendes Bild: Die gegenwärtigen Fleischrationen in England betragen um die Hälfte weniger als 1917, die Butterrationen liegen um 40 v. H. niedriger, die Verringerung der Margarineportionen macht 30 v. H. aus und die Zuckerration beträgt um die Hälfte weniger als 1917.

Wojtilhilfe aus englischen Reserveständen

Stockholm, 29. Oktober. Der Handelsminister Hugh Dalton gab kürzlich im Unterhaus bekannt, dass man grosse Mengen von Kleidungsstücken, medizinischen Erzeugnissen und anderen notwendigen Bedarfsgegenständen nach der Sowjetunion schicken müsse.

Neues aus der Heimat

Musikkorps der Carabinieri in der Deutschlandhalle

Berlin, 29. Oktober. Die Berliner Feierlichkeiten zum 20. Jahrestag des Marsches auf Rom fanden am Abend des historischen Tages einen weiteren erhebenden Höhepunkt in dem deutsch-italienischen Polizei-Grosskonzert in der Deutschlandhalle.

Das auf Einladung des Gauleiters von Berlin, Reichsminister Dr. Goebbels, in diesen Tagen in der Reichshauptstadt weilende Musikkorps der Kgl. italienischen Carabinieri aus Rom gab zusammen mit dem Stabsmusikkorps der Ordnungspolizei in reichhaltiger Programmfolge begeistert aufgenommene Proben seines hervorragenden Könnens. Gerade diese Veranstaltung, die das gemeinsame Ideengut der beiden Nationen in den Werken klassischer Musik und in den schwingvollen Rhythmen nationaler Märsche zum Ausdruck brachte, war ein bereedtes Zeichen der so herzlichen Freundschaft und des Gleichklanges, in dem Deutschland und Italien, im Kampf vereint, dem gleichen Ziel zustreben.

Reichswohnungskommissar Dr. Ley

Berlin, 29. Oktober. Der Führer hatte bekanntlich durch Erlass vom 1. November 1940 den Reichsorganisationsleiter und Leiter der Deutschen Arbeitsfront Dr. Ley zum Reichswohnungskommissar für den sozialen Wohnungsbau bestellt und ihm die Vorbereitung und spätere Durchführung des deutschen Wohnungsbaus nach dem Kriege zur Aufgabe gemacht.

Zur Herbeiführung einer einheitlichen Leitung des gesamten Wohnungsbaus und der damit zusammenhängenden Aufgaben hat der Führer nunmehr durch Erlass vom 23. Oktober 1942 bestimmt, dass alle Zuständigkeiten auf dem Gebiet des Wohnungs- und Siedlungswesens, der Wohnungswirtschaft, des Kleingartenwesens und der mit dem Wohnungsbau zusammenhängenden Ortsplanung aus dem Bereich des Reichsarbeitsministeriums auf Reichswohnungskommissar Dr. Ley übergehen. Für den Bereich dieser neuen und der ihm bisher bereits als Reichswohnungskommissar für den sozialen Wohnungsbau obliegenden Aufgaben führt Dr. Ley hinfür die Bezeichnung «Reichswohnungskommissar».

Dr. Goebbels sprach zu den Gauleitern der Kriegsoferämter

Reichsminister Dr. Goebbels empfing am Montag im Beisein des Reichskriegsoferführers Oberlindober in den Räumen seines Ministeriums die zu einer Dienstbesprechung in

Berlin weilenden Gauamtsleiter der Kriegsoferämter der NSDAP und legte in einer Ansprache die Gedankengänge klar, die den nationalsozialistischen Staat zu den neuen Gesetzen für die Kriegsverletztenfürsorge bewegen haben.

Gründer der Exl-Bühne gestorben

Im Innsbrucker Krankenhaus ist am Mittwoch Direktor Ferdinand Exl, der Gründer und Leiter der Exl-Bühne, im 67. Lebensjahre gestorben.

Führungsdörfer und Führungshöfe in der Untersteiermark

Nach dem Zerfall Jugoslawiens konnte die Südsteiermark wieder in das Reich heimgeführt werden. Bei der Neuordnung der Verhältnisse in der Untersteiermark erwies es sich als zweckmässig, zur rascheren Eindichtung dieses Raumes vor allem einen Grenzstreifen an der Südgrenze unseres Reiches entlang der Save mit deutschen Bauern zu besiedeln und hier einen Bauernwall zu schaffen. An Stelle der Ausgesiedelten werden planmässig deutsche Menschen auf der neuen Scholle angesetzt, in erster Linie Rückwanderer aus der Gotschee, aus Bessarabien und der Dobrukscha sowie Siedler aus der Steiermark. Die Neuordnung dieses freigemachten Raumes erfordert ausserordentlich vielfältige Arbeit, die in mancher Hinsicht Pionierarbeit genannt werden kann. So war es notwendig, neue Dorf- und Hofplanungen vorzunehmen. Das Durcheinander der Ackerparzellen, der zahllosen Klein- und Kleinstbesitze wird ebenso beseitigt wie die unwürdigen Wohnstätten und die unzureichenden Wirtschaftsgebäude. Es werden Schuldörfer mit einem Dorfkern, Höfegruppen, Einzelhöfe und Weller gebildet. Jeweils sechs bis zehn Schuldörfer bilden ein Hauptdorf und sechs bis zehn Hauptdörfer einen Kreis. In jeder Grossgemeinde soll ein Führungsdorf, in den Dörfern mindestens ein Führungshof entstehen. Die Höfe sind so gross, dass sie einer zahlreichen Bauernfamilie Heimstätte bieten.

4000-jähriges Kupferbeil gefunden

In Gollschau im Kreise Strehlen riss ein starker Regen auf einem Acker eine tiefe Furche, in welcher der Besitzer ein kleines Kupferbeil fand. Das Gerät gehört zu den seltenen Befunden der ältesten Bronzezeit Schlesiens vor etwa 4000 Jahren.

Eine halbe Million Jahre alt

Es ist jetzt 35 Jahre her, seit in einer Sandgrube bei Mauer der aufsehenerregende Fund des Unterkiefers eines Urzeitmenschen ans Licht kam, der den Namen «homo heidelbergensis» erhielt. Der Fund, den man ein Alter von einer halben Million Jahren zuschreibt, wurde der Heidelberger Universität

KAMERAD

das geht Dich an!

Russland ist vornehmlich ein Bauernland. Seine riesige landwirtschaftliche Nutzfläche und der dadurch bedingte Viehbestand ist sein Reichtum. Dieses wertvolle Gut zu erhalten, es vor Gefahren zu schützen und dadurch zu mehren, ist Zweck und Ziel des deutschen Aufbaues.

Um dieses Ziel zu erreichen, ist die Mitarbeit der russischen Landbevölkerung unerlässlich. Eine Quelle immerdauernder Gefahren für den Viehbestand eines Landes ist die grosse Zahl von Tierseuchen, deren volkswirtschaftliche Bedeutung ungeheuer ist. Seuchen können eine Landestierzucht völlig vernichten und machen mit einem Schlage jahrzehntelange Aufbauarbeit zu nichts. Fast immer sind Kriegszeiten auch Seuchenzeiten und deshalb ist gerade jetzt erhöhte Vorsicht am Platze. Zur Verhütung von Tierseuchen kann jeder zu seinem Teile beitragen, wenn er sein Vieh aufmerksam beobachtet und auf einige auffallende Erscheinungen achtet, die fast jeder Seuche eigen sind:

1) Es erkranken stets mehrere Tiere nacheinander oder gemeinsam, so dass fast immer der gesamte Viehbestand von der Seuche befallen wird.

2) Es ist stets eine gemeinsame Ursache vorhanden, wobei der Anstrecksstoff entweder von Tier zu Tier übertragen wird oder durch Futter und Wasser in den Körper gelangt, bzw. im Stallboden oder auf Weiden vorhanden ist.

3) Die meisten Seuchen verlaufen tödlich, wobei es ebenso zu raschen, schlagartigen Todesfällen kommen kann; wie auch ein schlechender, langdauernder Krankheitsverlauf mit tödlichem Ausgang nicht selten ist.

Für eine Seuche gilt mehr als für jede andere Krankheit: Je früher diese erkannt wird, um so wirksamer kann man sie bekämpfen und auch tilgen. Gelingt es erst einmal einer Seuche, über den ersten Infektionsort hinauszuwachsen und da und dort Wurzel zu fassen, dann ist ihre rasche Bekämpfung und Tilgung bereits ausserordentlich schwierig, manchmal überhaupt unmöglich. Die Verbreitung des Seuchenregers erfolgt bereits von zu viel Stellen aus, als dass es noch möglich wäre, einen unbedingt dichten Abwehrwall um die Seuchenquellen zu errichten.

Daher ist die Verpflichtung zur Anzeige einer Seuche die wirksamste Massnahme zu ihrer Bekämpfung. Diese Anzeigepflicht muss mit allem Nachdruck und unter Einsatz aller verfügbaren Machtmittel des Staates durchgesetzt werden, nicht um den von der Seuche Betroffenen zu schädigen, sondern um die Allgemeinheit vor der Weiterverbreitung der Seuche und damit vor schwerem Schaden zu bewahren. Wer eine Seuche verheimlicht, weil er sich und seinem Hofe keine Beschränkungen auferlegen lassen will, handelt selbsttätig, gefährdet seine Nachbarn und nicht zuletzt den gesamten Viehbestand des Landes und muss daher zur Verantwortung gezogen werden.

So schützt sich jeder selbst am besten, wenn er dafür Sorge trägt, dass der Ausbruch einer Seuche oder auch nur der Verdacht für das Vorhandensein einer solchen bei der dafür zuständigen Ortspolizeibehörde gemeldet wird, damit sofort und unverzüglich die notwendigen Massnahmen zur Bekämpfung und Tilgung der Seuche eingeleitet werden können.

Helft alle mit, Euch selbst und das Land vor Schaden zu bewahren!

überlassen, die ihn seitdem sorgsam im Geologischen Institut aufbewahrt. Am Fundplatz wurde ein Sandstein mit einer Inschrift errichtet. Der Fund in der Sandgrube bedeutet den weitesten Vorstoss in die Entwicklungsgeschichte des Menschenskeletts, den wir bis heute zu verzeichnen haben.

Werkfrauentruppen fertiger Weihnachtsspielzeug

Schon in den vergangenen Wintern haben viele Werkfrauentruppen zu Weihnachten Spielzeuge hergestellt, mit dem sie dann die Kinder an der Front stehender Arbeitskameraden beschenkt und zum Teil auch betriebliche Kindergärten ausgestattet haben. Aus Abfällen und übrigen Resten sind wunderschöne Dinge entstanden, die Werkfrauentruppen in ihren Freistunden gebastelt haben. Vielen Kindern aus Soldatenfamilien haben sie damit grosse Freude bereitet. In diesem Jahr werden alle Werkfrauentruppen und Werkscharen Spielzeug zu Weihnachten anfertigen. Mit der praktischen Arbeit ist bereits begonnen worden und bei der Einsatzfreudigkeit, die die Werkfrauentruppen und die Werkscharen besonders im Kriege auszeichnet, ist schon jetzt vorzusehen, dass in diesem Jahr noch mehr Kinder beschenkt werden können als im Vorjahr.

Frontsoldat spendet HJ-Lager 500.— RM

Als Ausdruck des Dankes für die gute Betreuung seiner Familie durch die Heimat übergab ein in Calbe auf Urlaub weilender Frontsoldat dem Bürgermeister eine Spende von 500.— RM mit der Bitte, diesen Betrag dazu zu benutzen, ein HJ-Lager auf dem Warthenberg bei Calbe weiter auszugestalten.

82-jähriger erhielt das Kriegsverdienstkreuz I. Klasse

Der Westervälder Bauer J. H. Klein aus Parschieb versieht trotz seiner 82 Lebensjahre immer noch die Hauptarbeiten auf seinem Hof, den er bereits vor Jahren an seine Kinder abgegeben hatte. Bald nach Kriegsausbruch übernahm er wieder die Leitung des Hofes. Er war auch einer der Vertreter des Gaus Moselland, der mit nach Berlin reiste, um dort in der Reichskanzlei das ihm vom Führer verliehene Kriegsverdienstkreuz I. Klasse entgegenzunehmen.

Fünf Söhne gleichzeitig auf Urlaub

In der kleinen Westervaldgemeinde Klüburg gab es ein unverhofftes, aber um so freudigeres Wiedersehen. Innerhalb weniger Tage trafen ganz unverhofft die fünf Söhne eines Bauern ein, die sämtlich als Soldaten im Felde stehen, sich aber untereinander nicht von ihrem Kommen unterrichtet hatten.

Herausgeber: Propaganda-Kompanie, Feldpostnummer 17007

Hauptschriftleiter: Sonderführer (Z) Uwe Sass Einwendungen sind zu richten an die Fpnr. 17007 Erscheinungsweise sechsmal wöchentlich

Die Brieftasche

Eine Erfahrung in den Flitterwochen Von Ralph Urban

Sie waren seit acht Tagen verheiratet. Also noch Neuland, rechts und links nichts als Neuland. Auf die Hochzeitreise hatten Felix und Olga verzichtet. Es wäre zudem auch schade gewesen um das nette neue Heim und um das Alleinsein. Die Reise konnte man später nachholen. Und schliesslich: in der ersten Zeit sieht man sowieso nichts.

«Liebste!», pflegte Felix zu sagen, wenn er in dieser Flitterwoche von der Arbeit nach Hause kam. «Liebste, was machen wir heute abend? Willst du ausgehen?»

«Ach, Liebster, ganz wie du willst.»

«Nein, Liebste, wie du willst.»

«Wie du willst, wenn ich nur bei dir bin!»

«Und wenn ich nur bei dir bin. Wollen wir vielleicht zu Hause bleiben? Ich dachte nur, du wolltest —»

«Und ich dachte, du wolltest. Ich bleibe furchtbar gern zu Hause, Liebster.»

Später gibt sich das wieder, aber vorläufig war es tatsächlich so. Sie schwebten fast und waren glücklich. Sie bestanden nur aus Liebe. Ihre Gedanken und ihre Worte dienten einzig als Fühler, mit denen eines des anderen geheimsten Seelenwinkel zu durchforschen strebte.

«Wir wollen es uns gleich recht gemütlich machen, Liebste», sagte Felix, als er wieder einmal heimkehrte, und legte seine Brieftasche, die Geldbörse und die Uhr auf den noch zart nach Politur riechenden Schreibtisch.

Dann ging er ins Badezimmer, um sich den Morgenrock anzuziehen. Olga deckte einstellweilen den Tisch und war häuslich.

Als Felix wieder hereinkam, eilte sie in die Küche. Der Mann blieb im Zimmer, schaute umher und rieb sich die Hände, darauf trat er an den Schreibtisch, strich über die Platte und zog eine der noch leeren Laden heraus. Nun fiel sein Blick auf die Brieftasche, die ihn plötzlich zu merkwürdigen Gedanken anregte. Ob Olga jemals hineinschauen würde? Man sagt, dass Frauen neugierig seien und dass sie nichts mehr interessiere als der Inhalt der männlichen Brieftasche. Olga bildete da sicher eine Ausnahme, sie stand in jeder Hinsicht über allen Menschen. Sie war ein Engel, man hatte kein Geheimnis, man hatte daher auch kein Misstrauen.

Oder? — Der Versucher trat plötzlich hinter Felix und lispelte mit heissem Atem: «Es gibt keinen Engel auf Erden, und alle Frauen sind neugierig. Stelle sie auf die Probe, Felix!»

Und da es bekanntlich auch nur wenige

Männer gibt, die den Einflüsterungen des Leibhaftigen zu widerstehen vermögen, nahm Felix Schere und Heftplaster und schnitt einen haardünnen Streifen davon ab, mit dessen Enden er die Brieftasche zuklebte. Nachdem er diese schandbare Falle angelegt hatte, setzte er sich zu Tisch.

Er erinnerte sich an die Angelegenheit erst wieder, als er am nächsten Morgen vor dem Weggehen die Brieftasche in den Rock stecken wollte. Der Streifen klebte noch an beiden Enden und riss beim Öffnen der Tasche. Felix schämte sich seines Misstrauens nun so sehr, dass er Busse tat und auf dem Heimweg seine Konfektion für Olga erstand. Da er in der Börse nicht genug Kleingeld hatte, zog er die Brieftasche, um den Zehnmarkschein, der sich dort neben einem Fünfziger befindet, wechseln zu lassen. Felix suchte und suchte, aber der Zehnmarkschein war fort. Kopfschüttelnd liess er sich auf die grosse Note herausgeben. Während er seinem Heim zustrebte, grübelte er über das Verschwinden

der Banknote vergebens nach. Vorhanden war sie gewesen, und ausgegeben hatte er sie auch nicht. Verloren? Man verliert doch nichts aus einer geschlossenen Brieftasche. Wenn sie nicht zugeklebt gewesen wäre — O pui! —, dachte Felix, was bist du auch für ein schlechter und misstrauischer Mensch!

Nachdenklich kam er zu Hause an. Gleich an der Tür fiel ihm seine junge Frau um den Hals und dann nochmals, als er ihr die Süsstigkeiten überreichte.

«Ich danke dir, Liebster», rief sie und zog ihn ins Wohnzimmer. «Auch ich habe für dich eine Überraschung. Was mir gehört, gehört auch dir, ja?»

«Klar, Liebste —»

«Ich wollte dir eine kleine Freude bereiten und habe mir zwei Paar von den hauchdünnen Strümpfen gekauft, wie sie dir so gut gefallen, weil sie elegante Knie machen. Sind sie nicht fesch?»

Olga hob das Röckchen, dass man die Strümpfe in ihrer ganzen Länge sehen konnte.

«Fabelhaft!», meinte Felix und zitterte mit den Nasenflügeln.

«Siehst du», sprach Olga, «und ich gehöre dir samt den Strümpfen. Und du gehörst mir auch mit allem, Liebster?»

«Natürlich, Liebste.»

«Dann ist es gut», zwitscherte Olga. «Um dich überraschen zu können, musste ich dir heimlich zehn Mark aus der Brieftasche nehmen —»

«Was?» rief Felix und zuckte zusammen. «Wann hast du die genommen?»

«Gestern, Liebster, gleich nachdem du deine Brieftasche auf den Schreibtisch gelegt hattest und im Badezimmer verschwunden warst. Wie ich dir ansehe, ist mir die Überraschung gelungen.»

«Allerdings, und zwar ausgezeichnet», bekannte Felix und unterdrückte den ersten eheleichen Seufzer.

Seine Brieftasche hat er nie wieder zugeklebt.

DU UND ICH

Von Uffz. Heinz W. Krause

Unsere Hände legen ineinander wir, und auf allen Wegen bin ich nun bei dir.

Wo ich immer gehe, gehen wir zu zweit, spür' ich deiner Nähe frohes, buntes Kleid.

Lausche ich dem Winde, wird das Wort zum Sinn: Dass ich dich nur finde, wo ich selber bin.

Bleibt doch, wenn der Sterne Glanz uns längst verblich, über Zeit und Ferne unser: Du und ich.

Wendelin wird Erfolgsmensch

Ein Traumichnicht wandelt sich — weil Frauen ihm zulächeln

Er war ein Traumichnicht, der Vertreter Wendelin, und seine Minderwertigkeitsgefühle brachten ihn um jeden Erfolg. Er überlegte, ob es besser wäre, zuerst die Firma Schüller oder die Firma Klemens aufzusuchen, dachte auch an Müllers Nachfolger und schob Pichlers Witwe gänzlich in den Hintergrund, obwohl gerade bei Pichlers Witwe ein bedeutendes Geschäft zu erwarten war... Aber Pichlers Witwe! Du liebe Zeit — Wer ist er schon? Ein kleiner Vertreter — und Pichlers Witwe ist das grösste Haus am Platz!

Diese Überlegung führte Wendelin tagtäglich zu einem ziellosen Dahinschlendern, das gewöhnlich damit endete, dass er vor dem Vertreteraufgang der grossen Firmen zögernd kehrt machte und sein Glück bei kleinen Geschäftsleuten versuchte. Und so wäre es sicherlich auch an diesem Tag wieder der Fall gewesen, wenn ihm nicht plötzlich ein fröhliches, dunkles Augenpaar entgegengeblitz hätte.

Was war das? fuhr Wendelin aus seinem Grübeln auf. Da hat mir ja eine ganz entzückende Frau zugelächelt. — Ei — sieh da! — Wendelin wurde es ordentlich warm bei dieser Erkenntnis — und da berechnete er schon wieder lachenden Frauenaugen, und es gab keinen Zweifel, der Blick galt ihm!

Wendelins Gestalt straffte sich. Diese lachenden Frauenaugen gaben ihm etwas, was er bisher vermisst hatte: Rückgrat, Elastizität, und als er zwei blaue Augen gewahrte, die ihn besonders vergnügt anlächelten, war der Tag plötzlich sonnenhell, und Wendelin wurde ein anderer.

Wendelin sagte er sich, alle Menschen sind ja so nett! Siehst du es, wie dich die Frauen anlächeln? Weshalb bist du eigentlich so zaghaft? Wenn man bei hübschen Frauen Erfolg hat, dann hat man auch im Leben Erfolg. Los, Wendelin! Such die Witwe des seligen Pichler auf und verkauf ihr, was du zu verkaufen hast...

Als Wendelin um die Mittagszeit in seinem Stammgasthaus sass, verließ er sich in das Auftragsbuch, dessen Seiten die Bestellungen der Firma Pichlers Witwe füllten, und der Mut verliess ihn auch dann nicht, als Regine, die schon seit Wochen seine Tischnachbarin war, ein wenig verspätet zum Essen kam.

«Liebes Fräulein Regine», sagte Wendelin und rückte ein wenig näher, «seit achtundzwanzig Tagen treffe ich Sie nun schon hier beim Mittagessen, aber heute lasse ich Sie nicht fort, ehe ich Ihnen nicht gesagt habe: Ich liebe Sie!»

Als die Lippen sich lösten, sagte Regine ein wenig erschämt: «Ich bin ja so glücklich...» und dann befeuchtete sie das Taschentuch und wuschte ganz zart über Wendelins Nasenspitze. «Einen Augenblick — so — du hast nämlich gerade auf der Nasenspitze so einen komischen schwarzen Fleck gehabt.»

Wendelin küsste sie wieder und ahnte nicht, was er diesem schwarzen Fleck zu verdanken hatte. Diesem schwarzen Fleck, der die Frauen lächeln machte. Und das war gut so. Es ist überhaupt besser, nicht zu wissen, welchen Dingen man manchmal seine Energie und damit den Erfolg zu verdanken hatte...

ches, dunkles Augenpaar entgegengeblitz hätte.

Was war das? fuhr Wendelin aus seinem Grübeln auf. Da hat mir ja eine ganz entzückende Frau zugelächelt. — Ei — sieh da! — Wendelin wurde es ordentlich warm bei dieser Erkenntnis — und da berechnete er schon wieder lachenden Frauenaugen, und es gab keinen Zweifel, der Blick galt ihm!

Wendelins Gestalt straffte sich. Diese lachenden Frauenaugen gaben ihm etwas, was er bisher vermisst hatte: Rückgrat, Elastizität, und als er zwei blaue Augen gewahrte, die ihn besonders vergnügt anlächelten, war der Tag plötzlich sonnenhell, und Wendelin wurde ein anderer.

Wendelin sagte er sich, alle Menschen sind ja so nett! Siehst du es, wie dich die Frauen anlächeln? Weshalb bist du eigentlich so zaghaft? Wenn man bei hübschen Frauen Erfolg hat, dann hat man auch im Leben Erfolg. Los, Wendelin! Such die Witwe des seligen Pichler auf und verkauf ihr, was du zu verkaufen hast...

Als Wendelin um die Mittagszeit in seinem Stammgasthaus sass, verließ er sich in das Auftragsbuch, dessen Seiten die Bestellungen der Firma Pichlers Witwe füllten, und der Mut verliess ihn auch dann nicht, als Regine, die schon seit Wochen seine Tischnachbarin war, ein wenig verspätet zum Essen kam.

«Liebes Fräulein Regine», sagte Wendelin und rückte ein wenig näher, «seit achtundzwanzig Tagen treffe ich Sie nun schon hier beim Mittagessen, aber heute lasse ich Sie nicht fort, ehe ich Ihnen nicht gesagt habe: Ich liebe Sie!»

Als die Lippen sich lösten, sagte Regine ein wenig erschämt: «Ich bin ja so glücklich...» und dann befeuchtete sie das Taschentuch und wuschte ganz zart über Wendelins Nasenspitze. «Einen Augenblick — so — du hast nämlich gerade auf der Nasenspitze so einen komischen schwarzen Fleck gehabt.»

DIE STÄNDIGE ERWARTUNG

Ise und ihre Überraschung Von Karl Lüdge

Professor Waldenburg betrachtete belustigt, zu innerst verblüfft und bewundernd, das ernsthafte Gesicht von Ise, seiner ältesten Tochter. Sie ist achtzehn Jahre alt. Die Schule wünschte, da ihre Leistungen ein längeres Verweilen auf der Anstalt nicht rechtfertigen konnten — wie es im Zeugnis hiess — ihren Abgang.

«So, Schauspielerin willst du werden? Und wie denkst du dir das?»

Ise fand auf diese direkte Frage keine befriedigende Antwort.

Der Vater, der als ausübender, weitbekannter Künstler darunter litt, dass sich in seiner Ältesten bisher keinerlei Anzeichen künstlerischer Begabung zeigen wollten, straffte sich. «Ich will dir etwas sagen, Ise: der Gedanke ist nicht übel, und wenn du ausreichend Talent hast, was mir bisher noch nicht erwiesen scheint, dann soll dir dein Wunsch erfüllt werden! Nur darfst du dich von den Erfolgen der Grössen, die du in den Theatern oder im Film gesehen hast, nicht blenden lassen. Bevor jemand zu Ansehen gelangt, muss er selbst bei grösstem Talent, hart an sich arbeiten. Und hat er Geltung und Stellung, muss er noch viel härter arbeiten, um sich zu behaupten.»

Ise zeigte jenes hungrige, dennoch weltentrickte Gesicht, das der Vater ebenso hasste, wie er es als quälend und beunruhigend empfand; doch er fuhr beherrscht fort, da Ise eifrig nickte:

«Ich werde dir einige Rollen zum Studieren geben, und wenn du glaubst, du kannst sie vortragen, werde ich dich prüfen lassen!»

Als Ise dem Vater nach zwei Wochen wegen ihrer Rollen eine ausweichende Antwort gab, liess Waldenburg, verärgert, die Tochter in Ruhe.

Zu Ostern bestimmten die Eltern, dass Ise in einen kaufmännischen Betrieb als Lehrling eintrat. Ise ging willig den Pflichtweg, ohne Abneigung oder Freude zu bezeigen. An ihrem Posten arbeitete sie, ohne dass man über sie klagte, allein sie wurde auch nie belobt.

In all dieser Zeit zeigte sie jenes Gesicht, in dem vom Warten auf ein ungewöhnliches Ereignis geschrieben stand. Der Vater schüttelte oft über diese Tochter den Kopf und litt mehr, als er zugab. Frau Waldenburg, die die Tochter besser zu begreifen schien, versuchte mitunter, geduldig abmahnend, den Einwand:

«Wir müssen Geduld mit dem Kind haben!»

«Mit Achtzehn ist man kein Kind mehr!»

Nein, mit Achtzehn war ein junges Mädchen kein Kind mehr. Die zweitälteste Tochter, die zur Freude der Eltern starke musikalische Fähigkeiten zu entwickeln begann und bei der eine Förderung sich lohnend erwies, plapperte eines Abends, als man auf Ise wartete, ahnungslos:

«Ise kann doch ihren Freund nicht einfach stehen lassen, sie haben immer so viel zu erzählen!»

Der Freund von Ise war ein Angestellter in jener Firma, bei der Ise arbeitete, ein fixer, lebendiger, fleissiger junger Mann, der demnächst in das väterliche Geschäft eintreten würde und der schon jetzt, wie man durch Ise erfuhr, einen Vertrauensposten bekleidete.

Mit der Einwilligung der Eltern verlobte sich Ise mit Ewald Starck. Für einige Zeit schien es, während sie an der Aussteuer arbeitete, als habe sich der sonderbar hungrige Ausdruck in ihrem Gesicht verloren. Doch bald stand die grosse, für die Eltern quälende Frage wieder in ihrem Gesicht.

«Am besten, wir ermöglichen den Kindern die baldige Heirat», schlug Professor Waldenburg den künftigen Schwiegereltern vor. Dieser Entschluss fiel dem Vater nicht leicht, da er Bedenken trug, die Tochter einem Mann zu geben, der häufig auf Reisen weilte, da er bald zu Verhandlungen ins schlesische Biedersee bei Charlottenbrunn, darauf eiligt nach Böhmen und unvermutet in den Schwarzwald, zur Altbahn und nach Badenweiler fuhr. Ise würde ihn vermissen. Der Professor sah schon jetzt ihre hungrigen Augen vor sich...

Ja, Ise wartete womöglich längst auf die Erfüllung ihrer von Natur vorgeschriebenen Aufgaben, durchfuhr es Waldenburg jäh. Und er war, ohne zu wissen weshalb, noch beunruhigter über diese Tochter als bisher, da sie ihm damit einen Makel zu zeigen schien.

Ise gab sich als junge Frau zufrieden, flinker als sonst, munter und fast witzig in Gesprächen. Doch noch immer schien sie zu warten; ihr Hunger nach Erfüllung einer Hoffnung, die niemand kannte, schien auch jetzt ungestillt zu sein, gleichgültig, ob ihr Mann fern weilte oder daheim bei ihr war.

Ise ging durch die Wochen und Monate als zunächst noch mädchenhaft wirkende junge Frau und rebbar nach kaum einem Jahr ihrem Mann, zur allgemeinen Überraschung, gesunde, kräftige Jungen-Zwillinge.

Mit dem Elternpaar freuten sich zwei Grosselternpaare über das Glück. Ise hatte sich ihre Liebe neu gewonnen. Sie umgibt und umschmeichelt sie. Und Ise blühte nun erst wirklich auf. Sie wurde fräulich, anmutig und war von einer Munterkeit und Behendigkeit, die neu und reizvoll an ihr wirkte. Ihre Augen öffneten sich gleichsam gegenüber den neuen Pflichten; sie wurden wach und rege. Der Ausdruck andauernder Fragen verlor sich.

Ise fand sich erfüllt. Sie wartete nicht mehr.

Professor Waldenburg hingegen äusserte zu den Schwiegereltern seiner Tochter, sich selbst entscheidend und eine Frage klärend, die ihn lange quälend beschäftigt hatte:

«Was wir Eltern von unseren Töchtern mitunter für unsinnige Wunder erwarten! Und wenn sie dann das natürliche Wunder vollbringen, sind wir verblüfft, dass es gelungen ist, uns so unbegreiflich zu überraschen. Ich hätte durch nichts anderes, was ihr im Leben zu erreichen möglich gewesen wäre, so stolz auf Ise sein können, wie ich es jetzt bin!»

Professor Waldenburg hingegen äusserte zu den Schwiegereltern seiner Tochter, sich selbst entscheidend und eine Frage klärend, die ihn lange quälend beschäftigt hatte:

«Was wir Eltern von unseren Töchtern mitunter für unsinnige Wunder erwarten! Und wenn sie dann das natürliche Wunder vollbringen, sind wir verblüfft, dass es gelungen ist, uns so unbegreiflich zu überraschen. Ich hätte durch nichts anderes, was ihr im Leben zu erreichen möglich gewesen wäre, so stolz auf Ise sein können, wie ich es jetzt bin!»

Professor Waldenburg hingegen äusserte zu den Schwiegereltern seiner Tochter, sich selbst entscheidend und eine Frage klärend, die ihn lange quälend beschäftigt hatte:

«Was wir Eltern von unseren Töchtern mitunter für unsinnige Wunder erwarten! Und wenn sie dann das natürliche Wunder vollbringen, sind wir verblüfft, dass es gelungen ist, uns so unbegreiflich zu überraschen. Ich hätte durch nichts anderes, was ihr im Leben zu erreichen möglich gewesen wäre, so stolz auf Ise sein können, wie ich es jetzt bin!»

Professor Waldenburg hingegen äusserte zu den Schwiegereltern seiner Tochter, sich selbst entscheidend und eine Frage klärend, die ihn lange quälend beschäftigt hatte:

«Was wir Eltern von unseren Töchtern mitunter für unsinnige Wunder erwarten! Und wenn sie dann das natürliche Wunder vollbringen, sind wir verblüfft, dass es gelungen ist, uns so unbegreiflich zu überraschen. Ich hätte durch nichts anderes, was ihr im Leben zu erreichen möglich gewesen wäre, so stolz auf Ise sein können, wie ich es jetzt bin!»

Professor Waldenburg hingegen äusserte zu den Schwiegereltern seiner Tochter, sich selbst entscheidend und eine Frage klärend, die ihn lange quälend beschäftigt hatte:

«Was wir Eltern von unseren Töchtern mitunter für unsinnige Wunder erwarten! Und wenn sie dann das natürliche Wunder vollbringen, sind wir verblüfft, dass es gelungen ist, uns so unbegreiflich zu überraschen. Ich hätte durch nichts anderes, was ihr im Leben zu erreichen möglich gewesen wäre, so stolz auf Ise sein können, wie ich es jetzt bin!»

Professor Waldenburg hingegen äusserte zu den Schwiegereltern seiner Tochter, sich selbst entscheidend und eine Frage klärend, die ihn lange quälend beschäftigt hatte:

«Was wir Eltern von unseren Töchtern mitunter für unsinnige Wunder erwarten! Und wenn sie dann das natürliche Wunder vollbringen, sind wir verblüfft, dass es gelungen ist, uns so unbegreiflich zu überraschen. Ich hätte durch nichts anderes, was ihr im Leben zu erreichen möglich gewesen wäre, so stolz auf Ise sein können, wie ich es jetzt bin!»

Das Mädchen Jutta

Unterhaltung unter Männern / Von Ernst Hermann Pichnow

«Nein, mein Lieber, Klugheit und Liebe vertragen sich nicht», behauptete Röschen mit spitzer Ironie, «nur Frauen sind in der Liebe klug, die Männer, also wir, lieber Holsten, müssen leider in der Liebe mehr oder weniger Blindheit und in enger Verknüpfung damit sogar Dummheit betreibend eingestehen! Meine These scheint richtig zu sein: man muss eben Glück haben, um mit einer Frau glücklich zu werden, und das Glück ist ein Faktor, der sich nicht durch Klugheit zwingen oder herbeiführen lässt! Stimmt's...?»

Holsten, ein Mann in den mittleren Jahren, mit einem ersten klugen Gesicht und hellen, wachen Augen, fixierte sein Gegenüber kritisch und war wenig über diese Selbsteinschätzung erbaut.

«Ist das ein Extrakt Ihrer Erfahrung?» forschte er.

Röschen hob bedeutsam die Hand: «Vorwiegend... oder nur!»

«Bedauerlich!», lächelte Holsten überlegen. Und Röschen hörte zu.

«Das Mädchen Jutta...» begann Holsten, «lernte ich vor langen Jahren kennen. Eine wirklich vollendete, entzückende Frau, von einer gütigen Schöpfung mit all den Gaben beschenkt, die einen Mann verwirren und ihm das rauben können, was man so allgemein unter Vernunft versteht. Die Männer rissen sich um Jutta. Bekannterweise findet die Liebe ihre erste Zündung in den Ausserlichkeiten und ist zunächst wohl immer Produkt einer optischen Wirkung. Später kommt die Schaltung des Herzens. Nun, ich war verlobt vom ersten Augenblick an, und stolperte nicht über eine eigensinnige, sehr selbstbewusste Note des Mädchens Jutta, die sie, stark und energisch betont, schon bei unseren ersten Zusammenkünften herauskehrte. Wir verlebten glückliche und schöne Stunden, tanzten, besuchten Theater und Lichtspielhäuser, und eines Tages, so zwischen Lippe und Kelchrand beim Glas Wein, entwickelte mir Jutta in einer verblüffenden Sachlichkeit ihre Anschauungen über die Liebe und eine Ehe. Ich muss sagen, mir war im Laufe der vergangenen Monate die Erkenntnis eines vollen Glückes an ihrer Seite zum selbstverständlichen Bestandteil meines zukünftigen Lebens geworden. Und sie stellte nun einen regelrechten Stundenplan für ihre recht einseitigen Forderungen und Wünsche auf.»

Röschen verliess ein höhnisches Lachen. Holsten fuhr fort:

«Dazu kamen selbstverständlich Kleideransprüche, die Lösung anderer Modeprobleme nur zu ihren Gunsten und was so mehr der Dinge sind, die nicht allein, problematisch, sondern allgemein interessieren. Und schliesslich fragte ich das Mädchen Jutta auch, wie es sich das einmal mit ihrem Manne, mit seiner Freiheit, seinen Ansprüchen und Forderungen vorstellte? Darauf lächelte sie nur ein nicht misszu deutendes Lächeln... und blieb mir die Antwort schuldig. Ich habe das Mädchen Jutta nie wieder danach gefragt, aber ich habe sie geliebt, sehr geliebt, mein lieber Röschen...» Sein Blick wurde streng und finster und für einen Augenblick verschränkte er besinnlich die Arme auf der Brust.

«Und dann haben Sie mit heller Bereitschaft die Wünsche des Mädchens Jutta erfüllt, spottete Röschen, «haben sich ihren Forderungen untergeordnet. Ihre Freiheit zum Nutzen der Liebe aufgegeben, haben im Laufe der Jahre in einer nicht immer ganz reibungslosen Ehe allen männlichen Stolz und Selbstbewusstsein Stück um Stück abgebaut, wie sich das für einen braven und treuen Ehegatten einfach gehört...»

«Wie famos Sie das wissen», unterbrach ihn Holsten, «errade, als wären Sie etwa in der gleichen Lage.»

Röschen sprang vom Stuhl hoch und machte einige hastige Schritte durchs Zimmer. «Bewahre, aber es ist eine logische Folge, die Anreicherung der Tatsachen, die sich ergeben müssen, wenn eben die Klugheit, wie fast immer, in der Liebe schweigt. Wir Männer sind einfach dumm, wir bleiben dumm, ja, wir bleiben es! Sie selbst geben das Beispiel... und wollten doch meiner These Hohn sprechen!» Spitz und sarkastisch klang es Holsten entgegen. Jener rieb die Hände ineinander, schaute Röschen eine Weile überlegen an und erwiderte mit seltsamer Ruhe:

«Meine Frau führt den Namen Marga... nicht Jutta, mein lieber Röschen, das ist der kleine Regiefehler zu meinem Gunsten, zu meiner Klugheit, die zur rechten Zeit in der Erkenntnis einer sicher zu erwartenden Elektrodie auf eine Liebe verzichtete, die wohl tief und ehrlich, aber dennoch falsch war. Liebe und Klugheit vertragen sich recht gut, das wollte ich Ihnen hiermit beweisen, es kommt eben nur darauf an, ob man ein Mann ist oder ein verliebter Tor! Das ist das Wesentliche, um nicht dumm zu sein oder es zu werden. Verstehen Sie mich... übrigens, heisst Ihre Frau nicht Jutta?»

Nie wieder wurde das Thema zwischen den beiden angeschnitten.

Die Liebe im Tierreich

In dem 80 km von Genua entfernten Orte Mondovi am Hange der Meerpalpen brach kürzlich auf einem Gehöft ein Schadenfeuer aus, dem unter anderem die Stallung zum Opfer fiel; die meisten Rinder konnten noch rechtzeitig herausgeführt werden. Da aber bemerkte eine Kuh, die man in sicherer Entfernung angepöckelt hatte, dass ihr Kälbchen fehlte. Verzweifelt riss sich das Muttertier los, stürmte in den brennenden Stall, wo das Jungtier zurückgeblieben war, und fand unter dem zusammenstürzenden Dache den Tod mit ihrem Sprössling, den zu befreien nicht mehr gelangen war. Dieses keineswegs vereinzelt dastehende Ereignis bezeugt gewiss, dass in dem Tier ein Trieb zur Selbstaufgabe steckt, der das von ihm besessene Einzelwesen über die Stufe des naturrohen Egoismus hinaushebt. Gleichwohl sind sich die Wissenschaftler noch keineswegs einig über die Frage, welchen Motiven solche Handlungsweise entspringt, in besonderen, ob das Tier ihnen stets bewusst nachgeht oder unbewussten Regungen folgt, und ob dies Verhalten auf einer individuellen Zuneigung zu dem Partner beruht oder ob dieser opfervolle Einsatz des eigenen Ich von den instinktiv erfassten Gesetzen der Erhaltung der Art — unter Rückstellung des Strebens nach Selbsterhaltung — diktiert wird. Ganz gewiss aber spielt die Bedeutung der durch Selbstaufgabe eventuell zu erkaufenden Artierhaltung eine besondere, ausschlaggebende Rolle; das zeigen uns zahlreiche Vorkommnisse, die Tierforscher und Jäger beobachtet haben. So erfahren sich die Jungen bei vielen Tierarten sorgsamer Beachtung und Fürsorge nicht nur durch die Eltern, sondern durch die Gemeinschaft der Sippenangehörigen überhaupt. Der in Tibet lebende Grunzschwe — meist Yak genannt — denkt bei Gefahr in erster Linie an die Jungtiere, nicht an sich selbst. Zeigen sich Feinde, so nehmen sie die Kleinen in die Mitte, während die andere Herde einen Wall

um sie bildet. Etliche Bullen und Altkühe stellen sich als Späh- und Stossstrüps zwischen Feind und Herde und übernehmen Warnung und Vorpostengefächte, während die Gemeinschaft mit den Kälbern in der Mitte flieht. Hierbei schlagen die erwachsenen Tiere nur das Tempo an, das von den Jungtieren auch eingehalten werden kann; der Erfolg ist dann meist auch Sicherung der Herde unter Verlust einiger ausgestellter Posten.

Ähnliches Verhalten beobachteten Polarjäger; eine verfolgte Eisbärin lief zuerst den Jungen vorweg, sie durch ängstliches Brummen zu einer Beschleunigung ihres Laufes veranlassend; als die Kleinen die Gefahr erkannt hatten und nach besten Kräften davonliefen, blieb die Mutter hinter ihnen, um den Angreifern zunächst zu sein; dabei schob sie dann immer die neugierig umschauenden Jungen vorwärts, um sie aus der Sicht der Jäger zu bringen, die denn auch, geführt durch das treue Beispiel mutiger Mutterliebe, die Verfolgung aufgaben. Bären übrigens geben ihren Kindern einen planmässigen Unterricht im Beutefangen und Klettern und anderen lebenswichtigen Künsten, stellen auch die grösseren Nachkommen zur Betreuung der jüngeren Geschwister an und sparen nicht mit Maultschellen, wenn es nötig ist, solcher geschwisterlichen Liebe nachzuhelfen.

Auch das Reh zeigt, dass ihm die Sicherheit des Nachwuchses wichtiger ist als das eigene Leben. Ein Forstmann nahm ein anscheinend verwaistes Rehkitzlein heim, als ihm plötzlich eine Rehkuh folgte, indem sie ihn klagend umsprang, obwohl diese Tiere das Gewehr und seine Wirkung kennen und fürchten, wie jeder Nimrod bestätigen kann. Und als der Förster das Rehlein absetzte, um es der Mutter wieder zu überlassen, da stellte die Mutter alle Scheu zurück, beschnuorte das Junge, tanzte freudig um

das Heilbefundene herum und gab ihm zu trinken, als wolle es sagen, dass es nun den freundlich gesinnten Menschen nicht mehr fürchte.

das Heilbefundene herum und gab ihm zu trinken, als wolle es sagen, dass es nun den freundlich gesinnten Menschen nicht mehr fürchte.

Berichten Afrikareisende von Giraffelentern, die mit ihren Hufen den Löwen von ihren Kindern abschrecken und ihn mit diesen kraftvollen Keulen nicht selten betäuben, ja sogar totschiessen, wissen wir, dass eine Fuchsin fünfmal, eine Hündin sechsmal einen reisenden Fluss durchschwamm, um ihre Jungen im Fange hindurchzutragen und aus drohender Umgebung zu retten, so ist der Grund solcher Selbstaufopferung zweifellos jenes Bestreben, die Erhaltung der Art zu sichern. Aber lediglich eine individuelle Zuneigung kann doch nur bestehen, wenn Tiere artfremde Junge betreuen. So berichten zuverlässige Beobachter von Hündinnen, die Kaninchen, ja Katzen pflegten; und Hündinnen sind bekanntlich auch treffliche Ammen für junge Löwen und Tiger, Pavianweibchen säugten junge Kapuzineräffchen, und in einem Zoo erregte es bei allen Affen grosse Freude, als ihnen junge Hündchen zur Wartung übergeben wurden, die mit zärtlichster Liebe gepflegt worden sind, bis sie zum Verkauf fortgenommen wurden, was eine furchtbare Aufregung im Affenhaus erregte. Und wenn nicht nur in der Gefangenschaft ein Papagei liebevoll ein Gelege junger Finken aufzog, sondern Amazonas und Araras im Urwald sich verwaister fremdartiger Jungvögel annehmen, so muss doch noch ein anderer Trieb als der des Artbehaltenswunsches, bei solemem uns sympathisch anmutenden Tun eine Rolle spielen.

Auch das Reh zeigt, dass ihm die Sicherheit des Nachwuchses wichtiger ist als das eigene Leben. Ein Forstmann nahm ein anscheinend verwaistes Rehkitzlein heim, als ihm plötzlich eine Rehkuh folgte, indem sie ihn klagend umsprang, obwohl diese Tiere das Gewehr und seine Wirkung kennen und fürchten, wie jeder Nimrod bestätigen kann. Und als der Förster das Rehlein absetzte, um es der Mutter wieder zu überlassen, da stellte die Mutter alle Scheu zurück, beschnuorte das Junge, tanzte freudig um

das Heilbefundene herum und gab ihm zu trinken, als wolle es sagen, dass es nun den freundlich gesinnten Menschen nicht mehr fürchte.

Berichten Afrikareisende von Giraffelentern, die mit ihren Hufen den Löwen von ihren Kindern abschrecken und ihn mit diesen kraftvollen Keulen nicht selten betäuben, ja sogar totschiessen, wissen wir, dass eine Fuchsin fünfmal, eine Hündin sechsmal einen reisenden Fluss durchschwamm, um ihre Jungen im Fange hindurchzutragen und aus drohender Umgebung zu retten, so ist der Grund solcher Selbstaufopferung zweifellos jenes Bestreben, die Erhaltung der Art zu sichern. Aber lediglich eine individuelle Zuneigung kann doch nur bestehen, wenn Tiere artfremde Junge betreuen. So berichten zuverlässige Beobachter von Hündinnen, die Kaninchen, ja Katzen pflegten; und Hündinnen sind bekanntlich auch treffliche Ammen für junge Löwen und Tiger, Pavianweibchen säugten junge Kapuzineräffchen, und in einem Zoo erregte es bei allen Affen grosse Freude, als ihnen junge Hündchen zur Wartung übergeben wurden, die mit zärtlichster Liebe gepflegt worden sind, bis sie zum Verkauf fortgenommen wurden, was eine furchtbare Aufregung im Affenhaus erregte. Und wenn nicht nur in der Gefangenschaft ein Papagei liebevoll ein Gelege junger Finken aufzog, sondern Amazonas und Araras im Urwald sich verwaister fremdartiger Jungvögel annehmen, so muss doch noch ein anderer Trieb als der des Artbehaltenswunsches, bei solemem uns sympathisch anmutenden Tun eine Rolle spielen.

Auch das Reh zeigt, dass ihm die Sicherheit des Nachwuchses wichtiger ist als das eigene Leben. Ein Forstmann nahm ein anscheinend verwaistes Rehkitzlein heim, als ihm plötzlich eine Rehkuh folgte, indem sie ihn klagend umsprang, obwohl diese Tiere das Gewehr und seine Wirkung kennen und fürchten, wie jeder Nimrod bestätigen kann. Und als der Förster das Rehlein absetzte, um es der Mutter wieder zu überlassen, da stellte die Mutter alle Scheu zurück, beschnuorte das Junge, tanzte freudig um

das Heilbefundene herum und gab ihm zu trinken, als wolle es sagen, dass es nun den freundlich gesinnten Menschen nicht mehr fürchte.

Berichten Afrikareisende von Giraffelentern, die mit ihren Hufen den Löwen von ihren Kindern abschrecken und ihn mit diesen kraftvollen Keulen nicht selten betäuben, ja sogar totschiessen, wissen wir, dass eine Fuchsin fünfmal, eine Hündin sechsmal einen reisenden Fluss durchschwamm, um ihre Jungen im Fange hindurchzutragen und aus drohender Umgebung zu retten, so ist der Grund solcher Selbstaufopferung zweifellos jenes Bestreben, die Erhaltung der Art zu sichern. Aber lediglich eine individuelle Zuneigung kann doch nur bestehen, wenn Tiere artfremde Junge betreuen. So berichten zuverlässige Beobachter von Hündinnen, die Kaninchen, ja Katzen pflegten; und Hündinnen sind bekanntlich auch treffliche Ammen für junge Löwen und Tiger, Pavianweibchen säugten junge Kapuzineräffchen, und in einem Zoo erregte es bei allen Affen grosse Freude, als ihnen junge Hündchen zur Wartung übergeben wurden, die mit zärtlichster Liebe gepflegt worden sind, bis sie zum Verkauf fortgenommen wurden, was eine furchtbare Aufregung im Affenhaus erregte. Und wenn nicht nur in der Gefangenschaft ein Papagei liebevoll ein Gelege junger Finken aufzog, sondern Amazonas und Araras im Urwald sich verwaister fremdartiger Jungvögel annehmen, so muss doch noch ein anderer Trieb als der des Artbehaltenswunsches, bei solemem uns sympathisch anmutenden Tun eine Rolle spielen.

Auch das Reh zeigt, dass ihm die Sicherheit des Nachwuchses wichtiger ist als das eigene Leben. Ein Forstmann nahm ein anscheinend verwaistes Rehkitzlein heim, als ihm plötzlich eine Rehkuh folgte, indem sie ihn klagend umsprang, obwohl diese Tiere das Gewehr und seine Wirkung kennen und fürchten, wie jeder Nimrod bestätigen kann. Und als der Förster das Rehlein absetzte, um es der Mutter wieder zu überlassen, da stellte die Mutter alle Scheu zurück, beschnuorte das Junge, tanzte freudig um

das Heilbefundene herum und gab ihm zu trinken, als wolle es sagen, dass es nun den freundlich gesinnten Menschen nicht mehr fürchte.

aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts solch eine Badestube dar, die deutliche Merkmale der finnischen Sauna zeigt.

Die technische Masseinheit der Meter beträgt annähernd den vierzigmillionsten Teil des Erdumfangs. Bei der Zeitmessung gilt die Sekunde als der 86 400.

Ehrenblatt des deutschen Heeres



Auf dem Schlachtfeld haben sich durch besondere Tapferkeit hervorgetan

- Oberstleutnant Wüst,**
Führer eines Inf.-Regts.
- Rittmeister von Busche,**
Führer einer Voraus-Abteilung.
- Hauptmann Kaiser,**
Abt.-Kommandeur in einem Panzer-Regt.
- Hauptmann van Kranenbroek,**
Bat.-Führer in einem Inf.-Regt.
- Hauptmann Naether,**
Batt.-Chef in einer Sturmgeschütz-Abt.
- Hauptmann Otto,**
Bat.-Führer in einem Inf.-Regt.
- Hauptmann Rothe,**
Bat.-Führer in einem Inf.-Regt.
- Hauptmann Schägger,**
Komp.-Chef in einem Schützen-Regt.
- Hauptmann Schönfeld,**
Bat.-Führer in einem Inf.-Regt.
- Oberleutnant Andra,**
Bat.-Führer in einem Inf.-Regt.
- Oberleutnant Bärenfänger,**
Bat.-Führer in einem Inf.-Regt.
- Oberleutnant Dietz,**
Batt.-Führer in einem Art.-Regt.
- Oberleutnant Görlitz,**
Zugführer in einem Pi.-Bat.
- Oberleutnant Hafen,**
Komp.-Führer in einem Panzer-Regt.
- Oberleutnant Hubert,**
Komp.-Führer in einem Inf.-Regt.

- Oberleutnant Lehnert †,**
Komp.-Führer in einem Panz.-Gren.-Regt.
- Oberleutnant Menke,**
Komp.-Führer in einem Inf.-Regt.
- Oberleutnant Reinhold,**
Komp.-Chef in einem Inf.-Regt.
- Leutnant Dedel,**
Komp.-Führer in einem Inf.-Regt.
- Leutnant Gottlieb,**
Zugführer in einem Kradsch.-Bat.
- Leutnant Söhmisch,**
Zugführer in einem Pi.-Bat.
- Oberfeldwebel Gassner,**
Zugführer in einem Inf.-Regt.
- Oberwachtmeister Leidenberger,**
in einem Art.-Regt.
- Oberfeldwebel Marwede,**
Zugführer in einem Pi.-Bat.
- Feldwebel Gerdes †,**
Zugführer in einem Inf.-Regt.
- Feldwebel Kisker,**
Komp.-Truppführer in einem Inf.-Regt.
- Feldwebel Pogatschnig,**
Zugführer in einem Pi.-Bat.
- Obergefreiter Ossmann,**
in einem Inf.-Regt.

14. August 1942

Der Führer



Der Heldenkampf um eine Ortschaft

Schon seit über einem halben Jahre ist die Ortschaft X., das weit nach Westen hinausgeschobene Bollwerk unserer Division, ein Platz härtester Kämpfe, ist härteste Belastungs- und Bewährungsprobe für unsere Soldaten und ist Symbol ihres heldenmütigen Kampfes und Sterbens. Da das völlig zerschossene Dorf mitten in Moor und Sumpf liegt, führt nur ein einziger schlechter Weg von Osten zu dem Häuflein von 70 Kämpfern der 9. Kp., denen sich etwa 20 vorgeschobene Artilleristen und ein paar Nachrichtenmänner zugesellen. Diese Handvoll Soldaten ist entschlossen, diese Sumpffestung um jeden Preis zu verteidigen. Wenn etwas an unserer Front los ist, dann fehlt unsere Ortschaft nicht!

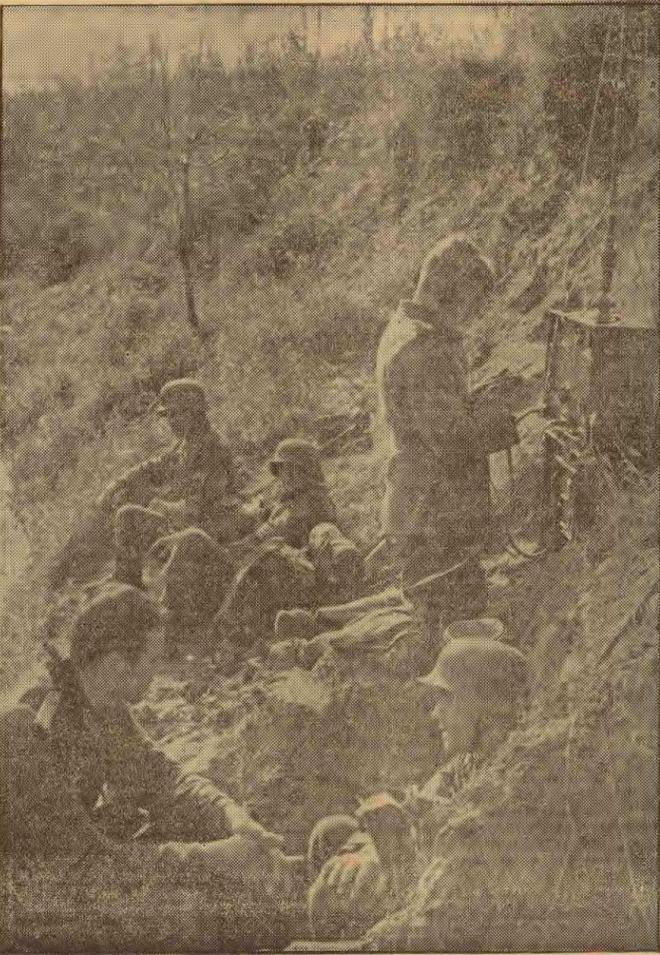
So war es auch um die Mitte des August, als der Gegner zu grossangelegter Offensive in unserem Div.-Abschnitt antrat. Mit voller Wucht stürzte er sich mit schweren Waffen und in grosser Zahl zuerst auf Y. Aber zu gleicher Zeit nimmt der Artilleriebeschuss auf X. stark zu. Kaliber von 21 cm treten auf. Überläufer teilen mit, dass der Bolschewik in Alarmbereitschaft liege und der für den 15. August geplante Angriff noch kurzfristig verschoben sei. Wir vermuten mit Recht, dass er seine schweren Batterien noch in Stellung bringen und einschliessen will.

Spättruppen in der Nacht zum 19. August bringen letzte Klarheit. Rundum in den Kesseln vor unseren Stellungen sind Bewegungen erkannt worden, hörte man feindliche Infanterie sich heranschleichen und vernahm Klappern von Kästen und Waffen. Es war kein Zweifel, ein neuer schwerer Kampf um dies taktisch wichtige Bollwerk hub an.

In der Nacht um 3,20 Uhr stören wir die gegnerische Bereitstellung mit überraschendem Feuerschlag unserer Artillerie und Infanterie. Alle Stützpunkte sind alarmiert und erwarten den Angriff. Pünktlich 3,30 Uhr beginnt das feindliche Trommelfeuer auf die paar Bunker und Stellungen des längst zum Trümmerhaufen geschossenen X. Sie müssen den Eisenregen von 7 Batterien und zahlreichen Granatwerfern, Paks und Salvengeschützen über sich ergehen lassen. Und während die Unsrigen vor diesem mörderischen Feuer Schutz suchen, greift der Feind bereits an, wobei ihm starker Nebel zu Hilfe kommt. Aber die Stützpunkte

Bild oben: Noch ein kleiner Imbiss oder eine Zigarette. Bild darunter: der schwere Granatwerfer greift ein. Bild darunter: der Angriffsbefehl. Bilden unten links: Kampf in den Sümpfen. Bild unten rechts: Funkstation in einer Infanterie-Bereitstellung.

Aufnahmen: PK-Etzold (3), v. d. Becke (1), Weissel (1)



sind auf der Wacht. In West und Südwest wurde er sofort zurückgeschlagen, bei Nord beim Einbruch in die Stellung im Rücken des Stützpunktes restlos zusammengeschossen. Der Kp.-Führer, Oblt. Sp., wirft in scheidigem Gegenstoss eine Gruppe von 30-40 in die Dorfmitte eingebrochene Bolschewiken bis hinter die Pakhöhe zurück. Inzwischen kommt die Meldung, dass der gesamte Stützpunkt Ost in feindlicher Hand sei. Am Kapellenberg greift der Gegner mit Flammenwerfern an. Der Kp.-Führer kann nur noch den Stützpunkt Süd nach Osten abriegeln, die letzten Hilfskräfte als Sicherung mit einsetzen und so einen Einbruch des Gegners von Osten in den Ort bis Hellwerden verhindern. Leider bestätigt sich, dass der Stützpunkt Ost und auch die Pakhöhe in feindliche Hand gefallen sind und ausser einigen Verlusten an Waffen auch das Schicksal von 22 Mann unbestimmt ist.

Aber unsere Artillerie ist auf dem Posten. Die schwere Batterie mit dem V. B., Leutnant von W., schiesst mit unerhörtem Schneid unmittelbar vor die eigene Stellung, eine andere in die Bunker von Stützpunkt Ost, so dass die dort Feststehenden moralisch zernürrt werden und grosse Verluste haben.

Eine neue Gefahr zwischen Süd und Südwest wird schnell gebannt: Ein von dort im Bachgrund vorgetragener Angriff bleibt im vernichtenden MG-Feuer beider Stützpunkte liegen. Im Osten wird es ruhiger, es gelingt aber den zum Gegenangriff angetretenen Stosstruppen bei Tage nicht, den Stützpunkt Ost zurückzuerobern.

Erst bei aufsteigendem Abendnebel können wir aufklären und den von dem Gegner geräumten Stützpunkt wieder besetzen, Verwundete bergen und Munition und Verpflegung herantragen. Keiner kann an Schlaf denken, es gilt, sich zu sofortiger Abwehr bereit zu machen. Die Pakhöhe ist immer

nach vom Feinde besetzt. Das Schicksal fast aller Vermissten war nun klar geworden: bei Ost war die gefangengenommene Bunkerbesetzung in Linie zu einem Gliede aufgestellt und erschossen worden. So hatten wir schon am ersten Tag 19 Tote. Gewiss aber hatte der Feind die zehnfache Zahl von Toten.

Der 20. August sah X. wieder in voller Gefechtsbereitschaft. Wieder trommelte der Gegner mit stärkstem Artilleriefeuer, in dessen Lärm unbemerkt 4 mittelschwere Panzer von West und Südwest aufgefahren waren. Auf jedem Panzer sass ein feindliche Spättrupp von 6-7 Mann. Um 6,00 Uhr setzten sich die Panzer in Richtung Dorfmitte in Bewegung. Wir hatten keine schweren panzerbrechenden Waffen, aber das Schicksal meinte es noch einmal gut mit uns. 3 Panzer fahren auf Mienen und bleiben bewegungsunfähig liegen, der 4. fährt unbehindert durch das Dorf, schiesst die Küche in Brand, kämpft die tapfere Pakbedienung, die sich vergebens mit Stielgranaten wehrt, nieder und dreht ab. Hierbei fährt er sich zum Glück im Gelände fest. So sind die Panzer zwar bewegungsunfähig, ihre Feuerkraft ist aber ungeschwächt und zerschlägt insbesondere bei Stützpunkt West unsere Stellungen.

Inzwischen kommt uns Hilfe und Entlastung von aussen. 3 Panzer, begleitet von 20 aus dem Urlaub zurückgekehrten Infanteristen, fahren überraschend und mit grosstem Schneid gegen die Pakhöhe an. Die Bolschewiken waren unvorberichtet und können im Nahkampf blitzschnell vernichtet werden. Die Pakhöhe ist wieder unser. Unsere tapfere Pakbedienung war gefallen, das Geschütz selbst unversehrt.

In den Nachmittagstunden vorgetragene Vorstösse des Feindes gegen Nord und Südwest können erfolgreich abgewehrt werden. Sobald die Dämmerung herabsinkt, wird mit äusserster Anstrengung aller Kräfte alles erneut gefechtsklar gemacht. Keiner kann an Ruhe und Schlaf denken. Trotz Übermüdung ist unser Widerstandswille ungeschwächt. Trotz starken feindlichen Störungsfeuers muss der Stützpunkt West wieder hergestellt und die Pakhöhe wieder ausgebaut werden. Es gilt, die Verwundeten zu bergen, für Verpflegung und Munition zu sorgen.

Der 21. August wird für die tapfere Besatzung eine erneute schwere Belastungsprobe. Um 4 Uhr greift der Feind im Schutze des Nebels überraschend Süd und Ost an. Nur unter Aufbietung aller Kräfte, persönlichem Einsatz des Kompanieführers und stärkstem Einsatz unserer Artillerie, die das Feuer bis auf 30 m an die eigene Linie heranlegt, nur mit Hilfe der letzten MGs und von Pak mit Sprenggranaten, gelingt es, mit lautem Hurra den Bolschewiken zurückzuwerfen. Der Angriff ist abgeschlagen, die Zahl der Gefallenen auf der Gegenseite nicht zu übersehen.

Nun versucht der Bolschewik, mit Hilfe von 2 neuen Panzern die bewegungsunfähigen Panzer abzuschleppen. Unsere Artillerie konzentriert ihr Feuer und schiesst einen weiteren Panzer bewegungsunfähig. Aber deren Feuerkraft ist nicht gebrochen, uns fehlen Stukas und panzerbrechende Waffen.

Schwächere Nachmittagsangriffe gegen Stützpunkt Ost konnten wir leicht zurückweisen. Leider konnte eine neu in Stellung gebrachte 3,7-cm-Pak im Kampf gegen die Panzer keine Wirkung erzielen.

Der 22. August bricht an. Über dem kleinen tapferen Häuflein liegt trotz augenblicklicher Ruhe eine schwere Spannung. Alle sind übermüdet. Überläufer sagen aus, dass der Ort heute auf jeden Fall genommen werden soll. Das Artilleriefeuer nimmt von Stunde zu Stunde zu, langsam sickert der Feind wieder, vor allem vor West und Nord, in die Bereitstellung. Teilweise können wir diese mit Artilleriefeuer zerschlagen. Aber am Nachmittag beginnt plötzlich und ohne Artillerievorbereitung ein schwerer Angriff auf Kapellenberg. Die kleine tapfere Gruppe, die diesen entscheidenden Punkt besetzt, wehrt sich gegen den weit überlegenen Gegner heldenmütig. Ein V. B. und ein Inf.-Feldwebel reissen die kleine Schar immer wieder hoch, obwohl alle MGs durch Pak und Granatwerferbeschuss ausgefallen sind. Im Feuerhagel des von dem V. B. unmittelbar an den Kapellenberg herangelegten Artilleriefeuers bricht der Angriff in letzter Minute zusammen. Die Krise war beschworen.

Ein letzter Angriff unter Ausnutzung des Abendnebels und unter Verwendung von künstlichem Nebel von Westen her bricht trotz feindlicher Panzerunterstützung im Abwehrfeuer aller Waffen auf der ganzen Linie zusammen.

Die gegnerische Angriffskraft war gebrochen. Die bewegungsunfähigen Panzer konnten, soweit sie nicht im Schutze der Dunkelheit abgeschleppt waren, durch eine neu herangeführte schwere Pak niedergekämpft werden. Viele hundert Tote lagen auf dem Schlachtfelde um X., das nur dank des Todesmutes und der unvergleichlichen Opferbereitschaft der kleinen, zahlenmässig weit unterlegenen Besatzung in unserer Hand bleiben konnte.

Ein grosses taktisches Ergebnis war erreicht, da das die ganze linke Flanke unserer Division schützende Bollwerk fest in unserer Hand blieb. Darüber hinaus hatte die tapfere Besatzung erneut ein Beispiel gegeben.

Die Kämpfe sind ein neues Ruhmesblatt unserer Division geworden.